

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 30.

Monatlich vier Bummern.

Berlin, 3. August 1891.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. ö. W.

37. Jahrg.

Unter einem Lindenbaum.

Von Elise Polko.

Nachdruck verboten.

Der Mai war nicht an Blüten larg —
Schön Lindenweig —
Der König lag an der Liebsten Sarg —
O Abend, o Abend —
Die müden Arme ruhn!

Altes Volkstied.

Die Bäume und die Wellen, die wissen die meisten Geschichten aus vergangenen Tagen, und wissen so vieles, was kein Biograph und Chronikenschreiber je erfährt, und wenn der Wind weht, müssen sie erzählen, wer nur immer zur rechten Stunde, zur Vollmondszeit, zuhören könnte!

Ich kenne eine Stelle am Rhein, an der auch Goethe auf seiner Rheinwanderung im Jahre 1814 vorübertritt, unweit des Städtchens Winkel, da steht eine Gruppe alter Bäume pflausernd bei einander, wie wohl allerlei getreue Nachbarn in einem Dorfe nach gethauer Arbeit zusammen reden von der Vergangenheit. Sie rauschen geheimnisvoll in ihrem Laube, als hätten sie sich unendlich viel zu sagen. Und der älteste und größte der Bäume ist eine Linde, sie steht hart an der Mauer eines traumdunkeln, verödeten Gartens, wo es selbst im heißesten Mittagssonnenschein jetzt so schattig ist, wie am

Abend. Sie schaut hinüber auf die wuchernden Rasenplätze, um die sich niemand mehr kümmert, und auf das ausgetrocknete Steinbassin, wo die Marmornize sich in Schlingpflanzen eingewickelt hat, so dicht, daß ihr weißer Leib kaum mehr hervorschaut aus dem üppigen Gerank. Die Linde kennt auch noch das lange schmale Landhaus mit dem roten Ziegeldach, als es fröhliche Bewohner hatte, vor ungezählten Jahren. Jetzt sind seine Jalousien fest geschlossen, und es taucht hinter seiner grünen Mauer auf, wie im tiefsten Schlafe liegend. Der Besitzer lebt seit Jahren im fernen Süden, niemand sieht mehr ordentlich nach Haus und Garten, und doch blühen dort die schönsten dunkelroten Rosen am ganzen Rhein, die Linde sieht sie jedes Jahr. Der alte Kastellan, der ein paar Stübchen im Erdgeschoß bewohnt mit seiner ältlichen Tochter, macht sich keinerlei überflüssige Arbeit und kümmert sich in seinem Versteck weder um die Vergangenheit noch um die Zukunft, er baut seinen Kohl in einem entfernten Winkel des Gartens und ist froh, daß er sich ohne besondere Mühen und Sorgen mit der Gegenwart abfinden kann. Um die Rosenzeit aber, in den Sommermonaten, da versäumt er keinen Tag, einen frischen Strauß der dunkelroten Blumen, die wie in Blut getaucht erscheinen, auf den kleinen stillen Friedhof im Winkel zu tragen. Wie schön ist dieser Ruheplatz! — Neben der alten Kirche erhebt sich ein hoher offener Bogen, durch den man hindurchschaut auf

die Berge und auf die Kreuze der Hügel, alte Linden halten daneben ernste Wacht. Eine Via triumphalis führt durch diesen Bogen, müde Wanderer, die den Tod überwandern, ziehen ein zum blumenüberdeckten, ewigen Frieden, und das hohe Kreuz inmitten des Friedhofs ruft ihnen den heiligen Willkomm zu. Gar mancher Maler hat diesen Bogen aufgenommen in sein Skizzenbuch, und an den Fenstern des gegenüberliegenden katholischen Pfarrhauses hat schon manche ehrwürdige Priestergestalt ernst und sinnend gelehnt und sich im stillen auf jene „Via“ vorbereitet, die wir alle ziehen müssen und die „noch keiner ging zurück“.

In jedem Sonntag des ganzen Jahres aber bringt der alte Kastellan jenes alten weißen Hauses noch außerdem ein paar Lindenweige oder ein Tannenreis zum Friedhof, und immer legt er sie nieder zu den Füßen eines hohen Steins mit verwitterter Inschrift, der sich fest an die Kirchhofsmauer drückt. Und wenn er selber nicht kann, weil ihn die böse Gicht gar zu sehr plagt, oder das Sonntagswetter für den Alten einmal allzu unbarmherzig ist, nun dann wandert statt seiner die Tochter hin, zur treulichen Erfüllung einer übernommenen Pflicht.

Es war eben zur Zeit der Rosen, als ein aufhorchendes Sonntagskind ein Weilchen unter jenem alten Lindenbaum saß, die Thür nach dem wilden Garten hin stand offen.



Schlangenzüchter. Gemälde von J. E. Hodgson.

Photographieverlag der Photographischen Union in München.

Rosen überall an schwanken Zweigen. Leppig und düstschwer durchglühten sie die grüne Wilsons, und die Linden blühten reicher denn je. Zu keiner Zeit aber ist das Menschenherz empfänglicher für alle jene zahllosen seltsamen Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich die bekannte, ach, so arme „Schulweisheit“ nichts träumen läßt, als eben in der Rosen- und Lindenblütenzeit; und so kam es wohl, daß ich so deutlich jene traurige heiße Geschichte verstand, die der alte Lindenbaum rauschte, eine Geschichte, erfüllt von jenem schwülen Blütenduft, der so süße gefährliche Träume bringt von Liebe und Glück. Phantastische Gruppen waren es, die aufstauten und vorüberzogen, farbenfrisch und leuchtend, und jenes Haus im wilden Garten lieferte die Dekoration.

Vor Jahren trug es schon ein unscheinbares graues Kleid, auch war der große Garten damals keineswegs gepflegt im Sinne unserer Tage, aber kiesbestreute Wege durchschnitten ihn, auf denen, dicht aneinander geschmiegt, ein Liebespaar gar wohl wandern konnte, oder irgend eine müde Gestalt, auf den Arm einer kräftigen Führerin gestützt.

Auch dicke Lauben waren da von Geißblatt und Kletterrosen, und auf einer kleinen Anhöhe an der Gartenmauer hatte man nach italienischer Art eine sogenannte Pergola errichtet. Weinranken lagen auf den Latten und schlängeln sich an den Holzsäulen hinauf. An einzelnen Stellen hingen sie tief herab und schaukelten im Winde, und Mädchenhände griffen nach ihnen. Schlichte Holzbänke standen dort und ein Tisch. Der grünlich-schillernde Rhein aber lag unmittelbar vor den Blicken derer, die dort saßen, und drüben die sanften Höhenzüge der Berge, eine heitere Landschaft voll Schönheit und Frieden. Auf der Landstraße, die nach Müdesheim führte, jenseits der Mauer, stand eine uralte Pietà unter einem Schutzbaldach, die schmerzreiche Mutter Gottes hielt den toten Sohn in den Armen. Ein mächtiger Nußbaum breitete seine Zweige darüber hin, und wilde Blumen blühten ringsumher in üppigster Fülle wie nirgend anders.

Das Haus gehörte damals einer reichen Adelsfamilie aus Oesterreich, der Besitzer hatte das herrenlose Gut bei Gelegenheit einer Reise für ein Spottgeld angekauft, bezaubert von dem Wellenrauschen.

Sonderlich viel war nicht an das ganze Besitztum gewandt worden, denn nur einen verschwindend kleinen Teil des Jahres lebte der nummehrige Besitzer dort, für den eigentlichen Schmuck sorgte — die Natur. Die Vegetation war fast eine süßliche. Die zahme Kastanie entfaltete sich hier in höchster Schönheit, und die Rosen blühten fast bis in den November hinein. Der Reichtum der Lindenblüten aber war weit und breit bekannt, und gar mancher rastete zur Sommerzeit auf der Straße unter dem Nußbaum neben der Pietà nach einem frommen Gebet noch lange, lange, um den herzerquickenden Duft einzatmen, sich an ihn zu berauschen und von ihm zu träumen. — Damals also, zu jener Zeit, von der mir der alte Lindenbaum erzählte, lebte nur noch die Witwe des Besitzers dort im grauen Hause mit ihrer einzigen jungen Tochter, dem Abgott ihres Herzens, einer zarten blaffen Mädchenrose, die hier nach dem unruhigen Leben und Treiben in dem großen Wien stets zu neuer Frische erblühte. Sie kamen beide, wenn die ersten Weichen längs der großen Mauer sich dem Frühling entgegen drängten, und es war für die liebliche Maria Theresia ein köstliches Vergnügen, sie zu suchen und zu pflegen. Wie liebte das verwöhnte Kind diese Villegiatura, und wie lieblich sah sie aus in den hellen schlichten Kleibern, die sie dort trug, mit den farbigen flatternden Schärpenbändern, die nach der herrschenden Mode unmittelbar unter der Brust die Taille zwanglos umschloßen. Kein Puderstaub lag auf dem blonden Köpfchen, das reiche, lockige Haar war nur mit einem feinen Bande zurückgenommen. Die kurzen Ärmel enthüllten die zarten Arme, und Handschuhe ohne Finger waren bis zur Achsel darüber gezogen. Die zierlichen Füße zeigten sich in Kreuzbänderchen. Es war so schön, sich einen selbstgepflegten Strauß in den Gürtel zu stecken und ohne jede Begleitung zu jeder Stunde im Garten umherzuströmen, keine Besuche machen zu müssen in großer Toilette, zur Ruhe zu gehen, wenn man gerade Lust hatte, und von Vogelstimmen und Blätterrauschen geweckt zu werden. Und eben in diesem Jahre kamen hier neue Freunde zu den gewohnten: Träumereien bei Mondlicht, süßes gedankvolles Sinnen, und an dem Fensterplatz auf dem hohen Tritt, in ihrem Stübchen, beschrieb Maria Theresia stundenlang weiße Blätter. Sie war ja diesmal als Braut heimgekehrt in ihr Sommerhaus am Rhein, als die sechzehnjährige Verlobte eines Mannes, der ihre erste Liebe war. Er gehörte zu den geseiertsten Erscheinungen der Wiener aristokratischen Kreise, und man flüsterte sich zu, daß er schon viel geliebt und begehrt worden sei und — viel geliebt habe. Was ihn zu der lieblichen Baroness zog, war wohl der mimosenhafte Mädchenreiz ihres ganzen Wesens. Nur mit Widerstreben hatte die Baronin in die frühe Verlobung des geliebten Kindes gewilligt. Ach, es lebte wohl kein Mann, dem sie ohne Sorgen und Schmerzen ihre über alles geliebte Tochter anvertraut, dem sie Maria Theresia gegönnt hätte. Eine Sensitive nannte man die junge Baroness im Freundeskreise. Wie oft hatte die Mutter sich das Erwachen des Herzens ihres Kindes ausgemalt, wie heiß waren ihre täglichen Gebete um ihr Glück! Sie kannte dies junge leidenschaftliche Herz, war doch Maria Theresia fast zu Grunde gegangen an dem Schmerz um den Verlust des Vaters. Mußte das Gefühl der Liebe für eine solche tiefe Natur nicht verhängnisvoll werden? — Hier in diesem Besitztum am Rhein freute sie sich des Besitzes ihrer Tochter noch in ungetrübter Weise, sie hatte ihr Kind ungeteilt vom Morgen bis zum Abend, bis zum Eintreffen des Verlobten, das für Anfang Juli erst bestimmt war. Wie wollte sie diese Zeit ausnützen? Auf Briefe war das Mutterherz nicht eifersüchtig, und der Ausbruch fast verklärten Glücks auf dem Antlitz des jungen Mädchens machte, daß die Baronin mit dankbarer Zärtlichkeit dessen gedachte, der diese Seligkeit ihrem Kinde gebracht. — Die Geselligkeit des grauen Hauses am Rhein war aber damals doch, trotz aller Zurückgezogenheit, eine ziemlich bewegte. Freunde aus Frankfurt, aus Mainz und Bonn kehrten ein, und gar manche von den Winterfesten ermüdete Schönheit suchte hier vorübergehend eine Erholung und frischere Farben. Wie oft schimmerten die Fenster in blendender Helle bis weit über die Mitternachtsstunde hinaus, und die Klänge eines Klaviers und fröhliche Menschenstimmen durchwogten den Garten und mischten sich mit dem Rauschen der Wellen des Rheins.

Und einmal, im Sommer war es, da wandelte bei

Mondschein ein Paar in den Gartenwegen auf und nieder, das man flüsternd als Verlobte bezeichnete, hohe schlanke Gestalten, ein gefeierter Gelehrter aus Bonn und eine jugendliche Stiftsdame aus Frankfurt, Karoline von Gündelrode, eine eigenartige Schönheit. Damals durchschwirrte auch ein neckischer, geistprühender Kobold das graue Haus und flatterte neben jenem Paare lachend und scherzend her: Bettina Brentano. — Voll leidenschaftlichen Glücks erschien jene stolze heimliche Braut — auf der Stirn des Mannes aber lag ein Schatten tiefer Melancholie.

Und ein Jahr später? — „Bettina Brentano hat uns ihre Freundin gebracht,“ schrieb Maria Theresia an ihren Verlobten nach Wien, „sie soll Landluft atmen und sich stärken. Ach die Arme, sie ist nicht mehr Braut, der Mann, den sie liebte, hat sie verlassen. Kann man noch leben, wenn der Geliebte sich von uns wendet? — Und sie ist so schön und stolz! Sie scheint so ruhig. Ich fürchte mich eigentlich vor ihr, weshalb weiß ich nicht. Vielleicht lernst Du sie noch kennen. Sie wird Dir nicht gefallen — hoffe ich, denn sie gleicht in keiner Weise dem kleinen Mädchen, das Deine glückliche Frau werden soll.“

Die Mutterangen waren es, die diese Zeiten überflogen, ehe sie abgehandelt wurden, sie lagen offen auf dem Schreibtische. Sie hatten nie ein Geheimnis voreinander gehabt, diese Mutter und diese Tochter.

„Würdest du dir wirklich den Tod wünschen, mein Kind, wenn du deinen Geliebten verlieren müßtest?“ fragte die Mutter zitternd und umschlang ihren Liebling fest und immer fester, voll Angst in das reizende Gesichtchen schauend.

„Wünschen?“ lautete die Antwort, und die Mädchenwangen überflog eine plötzliche Blässe. „Ich würde sterben, meine Mutter.“ Wie einfach sie das sagte, und wie überzeugend wahr das klang!

Nur wenn der schöne Gast des Hauses am Klavier saß am Abend und sang, fühlte die junge Braut sich zu dem Stiftsfräulein hingezogen, dann lauschte sie mit heftig klopfendem Herzen jener weichen Altstimme, die alte Volkslieder sang. Und dann geschah es wohl, daß Maria Theresia der Mutter zuflüsterte: „Sie liebt ihn noch und ist elend! D wüßte ich einen Trost für sie!“

An einem schwülen Abend im Juli war es, drüben über den Bergen standen Gewitter, ein leichter Wind fuhr durch die Zweige der alten Bäume. Der Vollmond kämpfte sich durch allerlei leichte Wolkenfleier, die ihm immer wieder neckisch sich auf das Gesicht legten, in der Ferne grollte ein leiser Donner. Der Duft von weißen Lilien auf der Terrasse schlug durch die offene Thür des Gartenzimmers, dessen Wände mit farbigen Landschaften im Stile Watteaus geschmückt waren, wo zierliche Kavaliere ihren gepuderten Damen mit spitzen Fingern Blumen reichten. Nur wenige Gäste aus der nächsten Nachbarschaft waren da und saßen mit der Hausherrin auf der Terrasse. Drinnen waren die Lichter ausgelöscht, aber der Vollmondschein traf jene Frauengestalt am Klavier, im dunklen anschließenden Kleide. Geheimnisvoll schimmerte das Stiftskreuz an goldener Kette auf der Brust. Wie aus Marmor gemeißelt, in ihrer Blässe, erschienen die Züge. Das schlicht geschneidete Haar war tief im stolzen Nacken in einen vollen Knoten zusammengekommen, es war der Kopf einer Antike, aber mit einem stark ausgeprägten Zug von menschlicher Leidenschaft und Sehnsucht. Die junge Braut stand an der Thür nach dem Garten, im Anschauen der Sängerin verloren, und Töne und Worte ließen ihr Herz höher klopfen und trieben heiße Thränen in die Kinderangen. Von Ferne zog eben der verhallende Klang eines Posthorns heiter daher, wer achtete darauf? Und Karoline von Gündelrode sang jene alte tobestraurige Ballade vom König Karol an der Leiche seiner geliebten Fastrade:

„Der Mai war nicht an Blüten karg —
Schön Lindenweig —
Der König saß an der Liebsten Sarg,
O Abend, o Abend!
Die müden Arme ruhn.“

Er sitzt drei Nacht, er sitzt drei Tag —
Schön Lindenweig,
Kein Junker ihn da trösten mag,
O Abend, o Abend!
Die müden Arme ruhn.“

Er sitzt an den Sarg gebannt —
Schön Lindenweig —
Und küßt die kalte Totenhand,
O Abend, o Abend!
Die müden Arme ruhn.“

Die Wellen murmeln manch Liebeswort —
Schön Lindenweig —
Von meines Herzens Licht und Hort,
O Abend, o Abend!
Die müden Arme ruhn.“

O Rhein, o Rhein, du Liebster mein!
Schön Lindenweig —
Hier will ich sterben, begraben sein,
O Abend, o Abend!
Die müden Arme ruhn.“

Wie lange jene hohe Männergestalt in der Thür gestanden, wie lange brennende Männeraugen wie verzaubert auf die Sängerin gestarrt, niemand hätte es zu sagen gewußt, denn das seltsame Lied in seiner klagenden Melodie nahm sie alle gefangen.

Aber eine wendete jetzt nach dem letzten Verse das Köpfchen, ein leiser Ruf, wie das Schluchzen einer Nachtigall, und Maria Theresia lag in den Armen ihres Verlobten, den sie erwartet wochenlang, in ihren Träumen bei Tag und Nacht.

Es giebt Frauen, die, ohne es zu wollen — ja ohne es zu ahnen — schon in den ersten Minuten des Zusammenseins eine gerabezu dämonische Macht ausüben auf den Mann, und die äußerlich kalten Frauen sind hier die gefährlichsten. Wer vermag in solchen Fällen Ursache und Wirkung zu ergreifen? Wo wurzelt jenes Zauberfädchen, das sich nicht zerreißen läßt, oder doch nur durch äußerste Gewalt? Ist es eine rein sinnliche Wirkung, auf eine bestimmte Individualität, durch die Art zu reden, zu blicken, zu lächeln, ist es eine magnetische oder geistige Gewalt? Die Leidenschaft, die eine solche Frau hervorzurufen vermag, gleicht dem zündenden Funken eines Blitzes,

alles geht im Nu in Flammen auf, die nur ein Wunder zu löschten vermag.

Den kältesten Frauenaugen gegenüber entzündet sich solch ein verheerender Brand, er gehört eben zu den vielen dunkeln Rätseln des menschlichen Liebeslebens.

Und solch ein Rätsel hat jener alte Lindenbaum an sich vorüberziehen sehen: in den verschlungenen Wegen des Gartens wandelte wiederum ein Brautpaar auf und nieder, Arm in Arm, Abend für Abend. Aber während das Mädchen trunken vor Glück zu dem Geliebten aufschaute, lauschte der Mann wie verzaubert jenen Klängen der weichen, dunklen Frauenstimme die das Lied von den „Königskindern“ sang, die einander so lieb hatten und nicht zu einander kommen konnten, weil das Wasser „viel zu tief“. Uralt Balladen wurden stets lebendig auf diesen schönen Lippen, die ergreifendste aber war und blieb doch jener Gesang mit dem Refrain:

„O Abend, o Abend!
Die müden Arme ruhn!“

Nur noch für eine Woche war der Aufenthalt des Stiftsfräuleins aus Frankfurt im grauen Hause angelegt — eine Flüchtigkeit, und eine Stunde für jene so wild ausfordernde Liebesflamme eines Männerherzens. Trotz der lieblichen Frische der Braut hatte Erhard nur Augen für jene düster blickende Sphinx, die ihm da plötzlich in den Weg getreten. Er schien in ihrer Nähe wie von einem schweren Traum befangen. Mit Maria Theresia war er wie ein zärtlicher Bruder mit einer jungen Schwester, wie ein ergebener Freund, nimmer wie ein liebeglühender Bräutigam. Das Mädchenherz aber empfand keinerlei Sorgen, keinerlei eifersüchtige Regungen. Der geliebte Mann war da, sie sah ihn vom Morgen bis zum Abend, das genügte. Daß er die schöne Stiftsdame bewunderte, fand das junge Mädchen im Grunde natürlich; fragte sie selber doch in der tiefsten Tiefe ihres Herzens so oft in echter Frauenemut:

„Wie hat er doch unter allen
Mich Arme erhöht und beglückt.“

Sie wünschte aber zugleich, daß der Geliebte ihrem Gaste ritterlich imponierend erscheinen möge, und wie ein Kind hängte sie sich schon am Morgen des zweiten Tages nach seiner Ankunft an den Arm des Stiftsfräuleins, mit der verschämten Frage: „Gefällt Ihnen mein Erhard?“ Nach ihrer Meinung gab es doch nur eine Antwort darauf: das Wörtchen „Ja!“ Und die schöne Sphinx neigte lächelnd das stolze Haupt und strich lieblosend mit der weißen Hand das goldene Haar der Braut, als ob sie ein fragendes Kind beschwichtigen wollte. Der alte Lindenbaum sah nun, wie sich an den gewohnten bisher einsamen Morgenpaziergängen der schlanken, ersten Frau noch ein anderer beteiligte, der vor kurzem angekommene Gast des Hauses, eine stattliche jugendliche Männererscheinung von militärischer Haltung. Gewöhnlich begleitete Maria Theresia jene beiden bis zur Gartenpforte, um sich dann schweigend zu verabschieden. „Es wandert und plaudert sich schlecht zu dreien,“ sagte sie, zärtlich in die Augen des geliebten Mannes blickend, „und ich gönne meinen Verlobten unsern schönen Gaste, aber nur unter der Bedingung, daß wir ein Lied hören an jedem Abend.“

Und dieser Wunsch fand denn auch Erfüllung, und der Liederchah schien unerhörlich, aber nur von trauriger Sehnsucht durchrauschte Lieder sang Karoline. Nichts klang aber erschütternder, als jener feierliche Sang vom Lindenweig mit seinem todmüden Schlusssatz:

„O Abend, o Abend!
Die müden Arme ruhn!“

Wie sie dann so fest das Köpfchen an die Schulter des Verlobten lehnte, die junge Braut, wie die warme, rasch pulsierende Mädchenhand seine Hand suchte und festhielt! Die unschuldigen Augen sahen sanft leuchtend zu ihm auf, der sich ihr zu eigen gegeben: „Für uns beide gilt kein trauriges Lied, wir sind ja so glücklich!“ stand in diesem Blick. Und er? Wohin irten seine brennenden Gedanken? Maria Theresia sah nicht, wie verzehrend sein Blick über ihr gefenes Haupt hinwegirrte, um die Dämmerung des Gartenjaals zu durchdringen und jene Frauengestalt zu suchen am Klavier, die dann und wann ein Mondstrahl gepenstlich streifte und deren Augen in unerreichbare Fernen zu schauen schienen.

Die Sängerin pflegte sich stets ohne Abschied nach dem letzten Ton in ihr Zimmer zurückzuziehen. Wie ein Schatten verschwand sie, und erst, wenn der Saum ihrer dunklen Schleppe über die Schwelle geklitten war, erwachte Erhard wie aus einem Traum und preßte unwillkürlich seine Braut fest an sich und bat, wie angstgequält, leise und hastig: „Sprich zu mir, daß ich deine Stimme höre!“

Wie ein Mann wurde es von ihm genommen, wenn er die seltsame Erscheinung nicht mehr sah. Und doch, wenn sie am nächsten Morgen an ihm vorüberschritt, ihn mit ihrem dunklen Blicke streifend, ruhig und kühl, da mußte er ihr wiederum folgen, und hätte sie ihn in die Fluten des Rheins gelockt.

Was sie zusammen redeten auf jenen einsamen Wegen, in der Morgenfrische eines heiteren Sommertages? Wunderliche Gespräche führten sie, diese beiden. Die schöne Frau war es, die stets dasselbe Thema behandelte: das dunkle Rätsel des Todes, die große Frage der Unsterblichkeit, das Hinübergehen in eine andere Welt, wenn die Erde uns keine Freunde mehr zu bieten vermag, den freiwilligen Abschied.

„Solange es noch die Notwendigkeit irgendwelcher Pflichterfüllung giebt, dürfen wir nicht zu scheiden wünschen,“ hatte er einmal mit zuckender Lippe gesagt.

„Wer so allein steht wie ich,“ lautete die Antwort, „hat mir noch eine Pflicht zu erfüllen, die gegen sich selbst. Und doch ist's schön zu leben auf der Erde, selbst im größten Elend, wenn die Rosen blühen und der Lufthauch des Sommers unsere Stirn streift.“

Ein anderes Mal fragte sie ihn, hart an der Gartenpforte stehen bleibend: „Glauben Sie nicht, daß eine ewige Barmherzigkeit uns solch freiwilliges Scheiden verzeiht, um der stillen, furchtbaren Kämpfe willen, die ihm vorangehen?“

„Aber soll nicht jeder Kampf zum Siege führen und in solchem Fall sogar zum größten aller Siege, dem Siege gegen uns selbst?“

„So spricht ein Mann,“ antwortete sie müde. „Die unglückliche, kämpfende Frau spricht nur:“

„O Abend, o Abend!
Die müden Arme ruhn!“

Und dann, mein junger Freund, ist der Becher des Leides

gefüllt und der Entschluß gefaßt, und möchten wir trotzdem noch zögern, den Trunk an die Lippen zu setzen, ein einziger Tropfen entscheidet gar oft in verhängnisvoller Weise! Ein Tropfen, irgend ein Etwas, ein Zufall, eine Kleinigkeit, was weiß ich, läßt ihn überfließen, und wir müssen ihn leeren, rasch wie ein Gedanke."

"Warum reden Sie so?" fragte er gequält.
"Einfach weil ich todmüde bin. Sie kennen es ja, mein Lieblingslied:

O Abend, o Abend!
Die müden Arme ruhn!"

Wie der König Karol am Sarge der Liebsten, so sitzt ich am Sarge meines Glücks. Er saß nur drei Nächte und drei Tage, ich aber —"

Sie brach jäh ab und stieß die Gartenpforte auf: "Vergessen Sie, was ich sagte, ich hoffe, es soll kein Tropfen meinen Becher zum Überfließen bringen. Ich möchte gern noch eine Weile tapfer bleiben."

Der alte Lindenbaum hat das alles so genau gehört! Wie ein erfrischender Labetrunk, wie das Murren eines Waldquells erschien aber dem Zurückkehrenden stets die Stimme der jungen Braut, die ihn begrüßte, und wie ein klarer Frühlingssorgen ihr Blick und Lächeln im Vergleich zu einer welterschwülen Sommernacht voll betäubenden Duftes fremder Blüten. Aber eine war da, die mit hellsehenden Augen auf jene Wandlung blickte, welche Herz oder Sinne des künftigen Sohnes erfuhren, und für das Glück und Leben des einzigen heißgeliebten Kindes zitterte und betete. Die Mutter erkannte ja nur zu klar, daß hier eine Gefahr drohe und daß ihr gefährlicher Gast abreißen müsse, je eher je lieber. Sie sah, als welterschwüle Frau, die möglichen Folgen, die diese Begegnung für das leicht entflammte Männerherz haben konnte, voraus, aber nicht an Erhardt's Qualen und Kämpfe dachte sie, mochte sich der Schmetterling die Flügel versengen, nur ihr Kind sollte und durfte niemals ahnen, daß der über alles geliebte Mann an eine andere gedacht, als seine Braut, an eine andere, der er doch in keinem Falle mehr war als ein Spielzeug. Maria Theresia würde zu Grunde gehen, das Mutterherz fühlte es, wenn sie ihren Verlobten verlor. In ihrer Todesangst schlich sich die gequälte Mutter im Abenddunkel hinaus, um sich niederzuwerfen in den Staub vor der Pietä da draußen, eine arme, demüthige Veterin, wie die Vorüberziehenden: "Hilf mir das Glück meines Kindes erhalten!" schrie die Gemarterte auf.

Und über ihr gebeugtes Haupt hin zogen aus der Ferne die Töne der wunderbaren Stimme und die Weise des herzerschütternden Liedes vom König Karol und seiner toten Fahrtrabe. Noch heute nacht wollte sie vor den schönen verführerischen Gast hintreten mit all der einfachen und heiligen Verebtheit einer Mutter und nur bitten: "Reiße ab zur Stelle!"

Was sie zusammen gesprochen jene beiden Frauen, an jenem Sommerabend, hat der alte Lindenbaum nicht gehört, aber er sah, wie die Baronin auf und nieder ging in den Wegen des Gartens und sich auf den Arm des Stiftsfräuleins stützte, und einmal, im Vorübergehen, just in der Nähe des blühenden Baumes, sagte Karoline: "Sorgen Sie nicht, ich reise! Wohin — ist gleichgültig, nur weit, weit fort! Bringen Sie Ihrem künftigen Sohne einen Gruß und sagen Sie ihm, der Tropfen, der den Becher zum Überlaufen bringe, sei gefallen. Er wird es verstehen!"

Wenige Minuten später trat die Baronin in das gemeinsame Schlafgemach von Mutter und Tochter. Da lag ihr Kind im Schummer der Jugend und Unschuld, ein Bild süßen Friedens und keuschester Mädchenhaftigkeit. Die schweren Flechten, schimmernd wie Gold, lagen auf dem weißen Kissen. Die zarten, weißen Arme waren gekreuzt über der jungen Brust. Ein glückseliges Lächeln teilte die Lippen, und flüsternd ertönte der Name "Erhard". Die Mutter neigte sich, um die reine Stirn des Liebings zu küssen. "Schlaf süß! Dein Frieden wird nicht mehr gestört. Die Verjuchung ist aus dem Wege geräumt."

Am nächsten Tage war das Stiftsfräulein wirklich abgereist, zur Ueberraschung des Brautpaares. Auf die Frage: "Wohin?" hatte die Hausherrin nur die lächelnde Antwort: "Sie hat es mir nicht verraten!" Die räthelhafte Botschaft mit dem Tropfen verschwiegen sie einseitig.

Er sah bleich aus den ganzen folgenden Tag, der Verlobte der lieblichen Maria Theresia, und es trieb ihn rastlos umher, aber er empfand es doch heimlich wie eine Art von Erlösung, nicht mehr unter dem seltsamen Zauber jenes dunklen Blickes zu stehen, der ihn so räthelhaft beherrschte hatte, wie nichts vorher in seinem Leben.

Acht Tage später, am 26. Juli, da ging es wie ein Schrei des Entsetzens durch die stille Friedensgegend, der ein Echo fand weit in allen Landen: Karoline von Gündersdors' schöner Leib lag, mit einer Dolchwunde im Herzen, am Ufer des Rheines, unweit des grauen Hauses am Rhein. Der Kampf war aus, der Lebensbecher geleert, ein Dasein, das keine Liebessonne mehr erhellen konnte, freiwillig beendet.

"O Rhein, o Rhein, du Liebster mein!
Schön Lindenzweig,
Hier will ich sterben, begraben sein.
O Abend, o Abend!
Die müden Arme ruhn!"

Acht Jahre später, beim Betreten dieses idyllischen Erdenflecks, schrieb Goethe in das Tagebuch seiner Reise am Rhein, Main und Neckar: "Man zeigte mir bei Winkel am Rhein, zwischen einem Weidicht, den Ort, wo das schöne Fräulein von Gündersdors sich entleibt. Die Erzählung dieser Katastrophe an Ort und Stelle, von Personen, welche in der Nähe gewesen und teilgenommen, gab das unangenehme Gefühl, das ein tragisches Dofal allezeit erzeugt."

Der Lindenbaum sah die Gestalten aus dem grauen Hause verschwinden, unmittelbar nach jenem traurigen Ereignis. Viele Jahre stand es leer, und als wieder einmal Menschen dort einkehrten, war es die nunmehr ergraute Besizerin in Begleitung eines glücklichen Paares, das seinen heranwachsenden Söhnen und Töchtern den schönen grünen Rhein zeigte. Der Lindenbaum sah sie auch nach dem Friedhof von Winkel ziehen, man pflünderte ihn ganz unbarmherzig zu diesem Gange, um Rosen und Lindenblüten dorthin zu tragen.

Hart an der Mauer zu Füßen eines hohen Steines legte man die blühende Laft nieder, und die bebende Stimme eines ersten Mannes las laut und langsam die Inschrift:

"Erde, du meine Mutter, und du, mein Ernährer, der Lufthauch, heiliges Feuer, mir Freund, und du, o Bruder, der Bergstrom! Und mein Vater, der Aether, ich sage euch allen mit Ehrfurcht freundlichen Dank; mit euch hab' ich hienieden gelebt und gehe zur andern Welt, euch gerne verlassend. Lebt wohl denn, Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl!"

Seit jenem Tage wurde der Stein geschmückt mit Blumen und Zweigen fort und fort.

Das Klavier im Gartenzimmer blieb damals aber verschlossen, junge Hände versuchten vergebens es zu öffnen. Jener eine, der den Schlüssel abgezogen, fühlte, wenn er abends in dem Gartenzimmer auf und nieder schritt, einen seltsamen Schauer durch alle Nerven gehen und meinte aus weiter Ferne einen Geistergruß zu hören:

"O Abend, o Abend!
Die müden Arme ruhn!"

Der Zauber wirkte doch noch fort. Die alte Frau aber, deren Augen ihn verfolgten, segnete im Herzen jene Tote, die so still für immer entschwunden; war doch Maria Theresia glücklich geworden in ihrer Ehe wie selten ein Weib. Und wenn sie geblieben wäre, jene gefährliche Zauberin? Das Mutterherz wagte nicht auf diese Frage zu antworten, aber warme zitternde Frauenhände erfaßten hastig die Hände des Sohnes und der Tochter, und bebende Lippen flüsterten mit dem Accent höchster Zärtlichkeit: "Meine Kinder, Gott segne euch!"

Als wir in Begleitung lieber Freunde vor jenem grauen Stein an der Mauer standen, zur Zeit der Lindenblüte, da lagen frische Rosen und Lindenblüten zu seinen Füßen. Auf allen Hügeln Rosen, und eine Rosenfülle auch drüben in dem friedvollen Pfarrgarten.

Wurde jene Gedenkstätte aus dem grauen verödeten Hause noch immer gewissenhaft ausgeführt, oder hatte die Hand des Priesters, jenes Verkündigers des Evangeliums der Liebe und Verjöhnung, diesen Blütengruß für ein vergessenes Grab gespendet, mit dem stillen Motto: "Friede sei mit dir!"

Wen durften wir fragen? Ein Lufthauch zog daher, die Glocken zum Ave Maria an zu läuten, und dazwischen erwachte leise, leise das alte Lied, des Königs Karol:

"Der Mai war nicht an Blüten karg —
Schön Lindenzweig!
Der König saß an der Liebsten Sarg:
O Abend, o Abend!
Die müden Arme ruhn!"

Bücher sind geschrieben worden über das schöne Stiftsfräulein, über ihr heimliches Leid und ihren Tod, aber von ihrem wunderbaren Gesang weiß nur noch — der alte Lindenbaum am grauen Hause.

Die Frau in der italienischen Renaissance.

Nachdruck verboten.

Sie liegt nicht weit hinter uns, die Zeit, wo das Wort "Renaissance" zu einem schier geflügelten geworden, weil man es, freilich oft mißbräuchlich, anwandte, einfach das zu bezeichnen, was eine endlich aus öder Geschmackslosigkeit erwachende Kunstindustrie geschaffen in reicheren und schöneren Formen, als man bisher gesehen. Aber bei weitem nicht jeder, der damals für Renaissance — auch wohl altdutschen Stil geschwärmt, war sich ganz klar über die eigentlich ursprüngliche Herkunft dieser freudig begrüßten Neuerung, und gar zu gern wurde vergessen, welch regen Anteil wiederum die Frauen gehabt an dem geistigen Leben der Renaissance selbst, jener Zeit, die uns immer erscheinen muß als eine Epoche ungezügelter Lebenslust und überquellender Genußfreudigkeit auf den weiten Gebieten sozialen und künstlerischen Wirkens. Da an dieser Stelle unlängst rühmlichst der Frauenwelt des modernen Italien* gedacht ward, mag es uns vergönnt sein, diesmal ein Bild der Vergangenheit zu entrollen.

Mit der Renaissance schließt in der Weltgeschichte das Mittelalter und beginnt die Neuzeit. Diese "Wiedergeburt" schuf in Italien weitaus früher als anderswo die erfreuliche Erscheinung des modernen Menschen, denn weder das Altertum, noch das Mittelalter kannte ein eigentlich individuelles Leben. Die reiche Fülle politischer Gemeinwesen, Republiken und Tyrannien mußte ja in auffallendem Maße die frühzeitige Ausbildung des Italiener zum Einzelwesen begünstigen, indem sie seiner Begabung, seinen Leidenschaften freieren Spielraum ließ. Als eine dem Manne völlig Gleichberechtigte bewegt sich die Frau der italienischen Renaissance in der Gesellschaft, denn in den höchsten Ständen ist die Bildung für beide Geschlechter dieselbe, in gleichem Maße nehmen Söhne und Töchter teil an dem philosophischen Unterricht, daher es uns nicht Wunder nehmen darf, wenn Prinzessinnen des Lateinischen in Rede und Schrift mächtig sind.

Eine ganze Reihe von Fragen, die heute unsere Frauenwelt nahe angehen, hat man unter das Stichwort: Emanzipation zusammengefaßt. Diese "Freilassung" nun existierte thatsächlich schon während der Renaissance, nur faßten die Zeitgenossen diesen Begriff wesentlich anders auf, als wir.

Nirgends tritt in der Frauenwelt jener Tage die verstimmende Neigung zu Tage, um jeden Preis sich hervorzuheben, von sich reden zu machen, denn Auszeichnungen wurden nur jenen zu teil, in deren Persönlichkeit sich Anlage, Schönheit, Erziehung, gute Sitte und Frömmigkeit zu einem harmonischen Ganzen fügten. Im Jahre 1521 ist zu Paris in lateinischer Sprache ein Buch: "Ueber die berühmten Frauen" erschienen; der Verfasser war ein gewisser Jakob aus Bergamo. Nie verfehlt er, wenn er von dieser oder jenen Frau spricht, hervorzuheben, daß, so oft sie als Rednerin oder Dichterin sich öffentlich vernehmen ließ, die Zuhörer jedesmal just durch die "unglaubliche Schamhaftigkeit und Züchtigkeit" bezaubert wurden. Damals hatte die Bezeichnung virago, Mannweib, nichts Herabsetzendes, vielmehr gereichte dieser Titel den Erlesenen ihres Geschlechtes oft zur Zierde; denn das Ruhmvollste, was von den großen Italienerinnen gesagt wird, ist, daß sie einen männlichen Geist, ein männliches Gemüth hätten. Die Heroinen der großen Epen — es sei hier nur an Bojardos verliebten, an Ariosts rasenden Roland, an Tassos befreites Jerusalem erinnert — tragen als kampflustige Amazonen eine durchweg männ-

liche Haltung zur Schau, und für diese Gestalten einer oft ins Maßlose überfließenden Phantasie fanden sich die Vorbilder in der realen Welt jener Zeiten vor. Eine Catarina Sforza, 1462 geboren, verteidigte mit allen Kräften ihre Rechte als Witwe des Girolamo Riario gegen die Partei derer, die ihren Gemahl getödet, dann gegen den verruchten Cesare Borgia. In den Chroniken steht zu lesen, daß diese prima donna d'Italia täglich ihre Truppen inspizierte und durch ihre Geschäftlichkeit Machiavellis erste Legation zum Scheitern brachte. Dieser Catarina Sforza kann eine Isabella Gonzaga, die Mediceerin Clarice, die Gemahlin des Filippo Strozzi, die Gräfin von Mirandola, die dem Eroberer ihrer Stadt, dem Papst Julius II., herausfordernd entgegenrufft, sie werde bald nach dem Orte zurückkehren, aus dem er sie jetzt vertreibe, an die Seite gestellt werden.

Un diesen Zug des Heroischen und Energiischen, wie er an bedeutenden Frauen der Frührenaissance hervortritt, haben wir uns zu erinnern, wenn wir staunend lesen, daß die Novellisten und Lustspielsdichter oft ihre gewagtesten Erzählungen und Reden Damen in den Mund legen, die den besten Gesellschaftsklassen angehören. Aber dabei dürfen wir nie vergessen, daß für die damalige Welt, in der eine von Gefahren erfüllte, schicksalsschwangere Gegenwart zu jeder Stunde ein klares Erkennen der Sachlage, ein zielbewußtes Handeln erheischte, alle weichen Gemüthsrichtungen ohne weiteres verbannt waren. Thöricht und grundsätzlich wäre es daher, wollte man aus dem freien und festen Vortrag der Novellen und Komödien etwa schließen, daß in den Zirkeln der besseren und besten Klassen ein frivol-lasciver, ja banal-roher Ton vorherrschend gewesen. Vor solchen schlimmen Verirrungen bewachte die Gesellschaft der Renaissance einmal die bekannte Grazie des romanischen Wesens überhaupt, sodann der wichtige Umstand, daß in der Zeit selbst eine geradezu unerschöpfliche Fülle von Bildungselementen sich dem menschlichen Geiste erschloß. So war es damals, als für Kunst und Wissenschaft eine neue Aera anbrach, auch den Frauen ermöglicht, auf fernem liegenden Gebieten sich rühmlichst hervorzuheben. Wir erfahren, daß die Venetianerin Casandra Fedeli am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in der Philosophie und Theologie einem gelehrten Manne gleich bewandert gewesen, und die Historiker jener Tage erzählen uns viel von dem Ruhm der schönen Gemahlin Messandro Sforza von Pesaro, von der Dichterin Constanze Barano, von der Jfotta Nugarola von Verona, von der Elisabetta von Urbino. Mit der alle überstrahlenden Dichterin Vittoria Colonna beschäftigt sich eine ganze Litteratur. In aller Kürze sei erinnert an Olympia Fulvia Morata, die schöne und geistreiche Tochter eines Ferrareser Arztes, die 1555 als Gattin des Professor Grundler zu Heidelberg verstarb.

Zwar sind die Frauen der Renaissance nicht eigentlich schöpferisch hervorgetreten, aber staunenswert bleibt die Fülle der Anregungen, welche der bildende Künstler aus dem freieren Verkehr der Geschlechter gewann. Auch die Gesellschaft selbst verfeinerte sich zur Kunst durch die liebevolle Pflege, welche der Conuersation zu teil wurde, so zwar, daß sich wohl behaupten läßt, die französischen Salons des achtzehnten Jahrhunderts haben in der Renaissance bereits ihre Vorbilder gehabt.

Zwei Bücher sind es, welche uns den Coder der damaligen feinen Welt überliefern. Eines derselben hat den berühmten Cardinal Bembo zum Verfasser, der seine drei "Nolanischen Dialoge" 1503 der Madama Lucrezia Estense Borgia widmete. Nachdem Catarina Cornaro der Republik Venedig ihr Königreich Cypren geschenkt, zog sie sich auf ihre am Fuße der Alpen gelegene Besitzung Nofa zurück, wo sie einen erlesenen Kreis von Dichtern, Gelehrten und anmutigen Frauen um sich sammelte, mit denen ihr Vetter Bembo uns bekannt macht. Man hat zu allen Zeiten gefunden, daß Veronice, Lisa, Sabinetta nach dem Leben gezeichnete Frauengestalten sind, schön, heiter, witzig, gleich gewandt in leichter Plauderei, wie im philosophischen Wortstreit.

Ein anderes viel genanntes Buch ist das des Diplomaten Castiglione, erschienen 1528, worin die Kreise am herzoglichen Hofe von Urbino geschildert werden. In diesen Gesprächen handelt es sich um mehr, als um Fixierung der Gesetze äußerlicher Wohlstandigkeit, denn in diesem Meisterwerke eleganter und musterhafter Prosa sind die Normen einer leiblichen und geistigen Erziehung gegeben, wodurch dem Menschen zu einem heiteren, vertieften und schönen Dasein verholfen werde. Mit allem Rechte läßt sich behaupten, daß solch hohe Aufgabe in so vollständiger Lösung den "Cortigiano" zum klassischen Kulturdenkmal jener Zeiten gemacht. Wie in den Nolanischen Gesprächen, so bilden auch im Cortigiano edle Frauengestalten, Nemilia Pia und die Herzogin Elisabetta, die gefeierten Mittelpunkt der Gesellschaft. Die Erläuterung der Eigenschaften, welche die Frau von Stand zieren sollen, legt der Verfasser dem Giuliano de' Medici in den Mund, der da fordert, daß die Bildung der vornehmen Frau in keinem Punkte der des ihr gleichstehenden Mannes dürfe nachgesetzt werden. Sie soll von den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft und Kunst Kenntniss besitzen, um befähigt zu sein, darüber zu sprechen, auch wenn sie nicht praktisch darin erfahren ist. In der Litteratur soll sie bewandert sein, von schönen Künsten wissen, auf das Tanzen sich verstehen, in der Kunst des Anzugs Geschmack sowohl als Leichtfertigkeit zu vermeiden wissen. Ihre Unterhaltung, ernst und heiter, muß sie nach den Umständen bemessen, niemals soll sie laut und ausgelassen reden, noch boshaft und verlebend, ihrer Stellung durch Bescheidenheit und Verbindlichkeit entsprechen, denn solches Entgegenkommen schadet sie denen, die ihre gewöhnliche Gesellschaft bilden. In ihrem Auftreten und in ihrer Haltung sei sie grazios ohne Affektation. Ihre sittlichen Eigenschaften, Ehrbarkeit und häusliche Tugenden müssen mit den geistigen übereinstimmen. Die Frau soll in ihrer ganzen Erscheinung, in der Bewegung, im Gehen und Stehen, im Reden Weiblichkeit und Anmut zeigen und nicht dem Manne gleichen.

Wie schön hat Altmeister Goethe in seinem Tasso diesen Zug im Zeitalter der Renaissance gekennzeichnet, wenn er der Prinzessin die Worte sagen läßt:

Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verlegliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts,
Und wirst du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Alf. Schultheiß.

* "Bazar" Nr 34, 1890. Italiens Frauenwelt von Paul Schönfeld.

Schlangenbändiger.

(Hierzu das Bild auf S. 293.)

Nachdruck verboten.

Nicht ohne Recht ist die Gegenwart erfüllt mit Stolz auf die freilich nur langsam, erst im laufenden Jahrhundert rasch erkommene Höhe ihrer Kenntnisse und Wissenschaft. Es ist auch wahr: wir wissen sehr viel, kennen und können Dinge, welche das Staunen verfloßener Jahrhunderte erregen würden. Ein anderes Ding ist es aber, sobald es sich um das Erklären der Erscheinungen handelt. Die Wahrheit nötigt uns hier zu großer Bescheidenheit, denn zu erklären vermögen wir noch sehr wenig im weiten Bereiche der bekannten Phänomene, und dies gilt sowohl im Großen, als sogar in vielen Fällen vom Kleinen.

Derartige Betrachtungen drängen naturgemäß sich auf, wenn wir auf unser Bild blicken, welches eine Schlangenbändigung aus dem Norden Afrikas zur Anschauung bringt. Das ganze Morgenland, ja selbst das ferne Indien und Ostasien bewegt sich auf einer Bildungsstufe, welche tief unter jener des Abendlandes steht; dabei aber besitzen die Menschen oder richtiger gesagt einzelne Menschen jener Gegenden Eigenschaften und Kräfte, für deren Erklärung es uns an jeglichem Mittel gebricht. Dazu gehört unter anderem die seltsame Kunst der Schlangenbeschwörung, die von den mannigfachsten Beobachtern bezeugt ist und stets das gerechte Staunen der europäischen Fremdlinge erregt. Ein paar solcher Fälle sollen hier erzählt werden im Anschlusse an unser Bild, dessen arabische Inschriften, sowie die Ausstattung des Wohnraumes und die Tracht der Eingebornen uns in das nördliche Afrika versetzen. In der algerischen Dase Biskra suchte ein Naturforscher lange vergeblich

Viper. Ein Schauer durchrieselte seinen Körper, doch kehrte nach dem ersten Schrecken Besinnung und Ueberlegung zurück. Regungslos saß er da, mit der größten Aufmerksamkeit alle Bewegungen des gefährlichen Reptils verfolgend, das wie er selbst sich im Banne der Musik zu befinden schien. Unaufhörlich schob die kleine Zunge aus dem giftigen Rachen, und die beweglichen Augen glänzten wie ein funkelndes Diamantenpaar. Der Körperwärme folgend, ringelte sich nun das Tier an seinem bloßen linken Arm empor, wobei unser Forscher besorgte, durch eine unwillkürliche Bewegung den Zorn der Schlange zu erregen und sich rettungslos ihrem tödlichen Bisse auszuweihen. In diesem kritischen Augenblick kam ihm zum Glück die Gescha des Alten zu Hilfe. Wie zu Beginn schrillten gellende Töne durch das Gurbi, und der Europäer fühlte das Tier rasch am Arm herab und über die Hände hinweggleiten. Dann zogen sich seine geschmeidigen Glieder zusammen, und mit einem Sprünge schnellte das kleine Ungeheuer zu dem Alten hinüber, den Kopf hoch erhoben, zischend, den Leib vom Zorne geschwollen. Sofort aber erlangen wieder die beruhigenden Weisen, unter deren Macht die Schlange zusammenank und regungslos vor ihrem Beschwörer liegen blieb. Diesen Augenblick benutzte der Alte, sich des gefährlichen Reptils zu bemächtigen. Blitzschnell fuhr seine Hand herab, faßte die Schlange hinter dem Kopfe und hielt sie triumphierend in die Höhe.

„Siehst du, Kumi,“ sprach er lächelnd, „so bemächtigen sich die Jssäna dieses giftigen Gewürms.“ Der Forscher aber konnte nicht umhin, ein el hamdullah, Gott sei Dank! auszustößen, und atmete erleichtert auf, als das Tier unschädlich gemacht war und sich in einem seiner Gefäße in Sicherheit befand.

Die erwähnten Jssäna oder Jssäna, eine Abkürzung für Jssawijja, sind die Mitglieder einer mohammedanischen Bruderschaft, die im Maghrib, d. h. im nordwestlichen Nordafrika,

Wassersport.

(Hierzu das Bild „Rahnpartie“ S. 297.)

Nachdruck verboten.

Wer vermag zu sagen, worin der große Reiz begründet ist, den das Wasser auf das Menschenherz ausübt und dem wir uns so schwer zu entziehen vermögen! Ist es das ewige Entstehen und Vergehen der Wellen, das muntere Spiel silberner Fischlein im klaren, plätschernden Bache, oder das Rauschen des Schilfs am heimlichen Waldsee, auf dem die weißen Wasserrosen ihre Köpfe einander entgegenwiegen und sich allerlei wunderjame Märchen zuflüstern? Ist es das Heulen der gewaltigen Meeresbrandung, über welche die Möwe mit schrillum Schrei dahinjagt, oder sind es etwa gar die geheimnisvollen Wesen, denen die Sage das Wasser als Wohnort zuweist, jene Nymphen, Nixen und Najaden, welche dem einsamen Schiffer plötzlich erscheinen und eine unbezwingliche Sehnsucht in seinem Herzen zu erwecken wissen, die ihn aus dem sicheren Rachen in die kalte, trügerische Flut treibt? Wer weiß es?

Auch unser Bild zeigt solch ein heiteres Minnepiel auf dem Wasser, freilich in modernem Gewande; hoffentlich ist es nicht das alte Märchen vom Scheiden und Meiden, welches die Wellen dem jungen Sportsman und seiner lieblichen Fahrgeosin geschwähig erzählen werden, sondern vielmehr ein Frühlingsspiel vom Siegen und Kriegen.

Unter all den sportlichen Vergnügungen, welche von Damen geübt werden, nimmt der Wassersport mit seinen mannigfachen Variationen, als Schwimm-, Fisch-, Eis-, Ruder- und Segelsport, eine hervorragende Stellung ein. Freilich versteht er nicht, abgesehen vom Eisport, weibliche Grazie und Anmut so darzustellen, wie beispielsweise der Reitsport, bei welchem uns die Dame in koketter, enger Reittoilette auf edlem Rosse



Sommerabend. Gemälde von J. Benz.

nach einem Exemplar der in jenen Gegenden sehr häufig vorkommenden gehörnten Viper (*Vipera cerastes*). Merkwürdigerweise hatte er trotz alles Eifers und unausgesetzter Nachforschungen in der nächsten Umgebung der Dase weder im Sande der Wüste, noch in dem „Diss“ (einer Grasart) und Zwergpalmengebüsch der benachbarten Hügel, noch zwischen dem Gerölle der benachbarten Hügel die geringste Spur dieses giftigen Gewürms zu entdecken vermocht, sodaß er ernstlich an den Aussagen der Araber zu zweifeln begann, die unter Anrufung aller ihrer Heiligen versicherten, daß es in der Umgegend von „Lefaa“ wimmle. Der Zufall führte nun den Forscher einmal in das „Gurbi“ (Hütte) eines alten Arabers, der den Fremdling gastlich aufnahm und dem er schließlich seine bis dahin vergeblichen Bemühungen, in den Besitz einer gehörnten Viper zu gelangen, mitteilte. Der Greis bat ihn, ein wenig zu warten, kramte eine Weile in einer neben ihm stehenden, kunstvoll aus Palmholz geschnittenen kleinen Kiste und zog aus derselben eine unscheinbare Schilfrohrflöte, „Gesda“ genannt, heraus. „Wenn dir so viel an einer Lefaa gelegen ist, so verhalte dich nur ruhig, und was auch kommen mag, verliere deine Selbstbeherrschung nicht.“ Sprach der Alte, die Gesta nach seinem Munde führend. Ein schriller Ton hallte durch das Gurbi, dann folgte eine Reihe von halsbrechenden Läufen in den unmöglichsten Tonarten, bald aber ging der Alte allmählich zu einem weniger stürmischen und schwindelerregenden Tempo über und entlockte dem unscheinbaren Rohre eigentümlich fesselnde, einschmeichelnde, beruhigende Laute. Plötzlich aber zuckte der Europäer zusammen — über seine heißen Hände legte es sich wie ein Band von Eis, er blickte nieder, diese Störung zu ergründen, und sah entsetzt um seine Gelenke sich den Leib einer Schlange winden, deren breitgedrückter Kopf über den Augen mit zwei Hörnern besetzt war — die giftige

hauptsächlich in Algerien und Marokko weit verbreitet und von großem Einflusse ist. Hauptächlich in der algerischen Stadt Konstantine treibt dieser Orden sein unheimliches Wesen. In Europa traten die Jssäna zum erstenmale während der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 auf und erregten damals ungemessenes Aufsehen, doch wurden ihre Leistungen meistens als purer Schwindel und Taschenspielerlei hingestellt. Im Jahre 1889 erschienen sie wieder und führten allabendlich um neun Uhr im marokkanischen Kaffeehause der Rue du Caire ihre Schaustücke vor. Durch Tanz und Gesang wissen sich die Adepten des Ordens in eine schwer zu beschreibende Extase zu versetzen, in welcher ihr Leib gegen äußere, mitunter schwere Verwundungen unempfindlich oder wie geest erscheint. Sie bohren sich spitze Eisen, scharfe Messer in Kopf, Augen, Hals und Brust, ohne Schaden zu nehmen. Als in Paris der Scheich eine Schachtel öffnete und eine Schlange herausnahm, gebärdete sich der Jssäna wie ein wildes Tier, brüllte rohe, gräßlich gellende Töne hervor, wie ein Berrückter stierte er die Schlange an, packte sie, schlug und mißhandelte sie so lange, bis sie in die größte Wut geriet, bis ihre Augenlein vor Zorn blitzten und ihr Zünglein nach ihm hervorjuchelte. Dann ließ er sich von ihr an den nackten Körperstellen des Gesichts, des Halses und der Brust beißen, schließlich zerfleischte er sie mit seinen Zähnen, bis ihr den Kopf ab und ab sie unter beständigem Ausstoßen von unartikulierten Lauten zur Hälfte auf.

Heutzutage wagt es wohl niemand mehr, diese Leistungen als Schwindel zu bezeichnen, denn bedeutende Reisende haben deren Thatsächlichkeit bezeugt. Wie dieselben zu erklären seien, bleibt aber immer noch, trotz aller vorgebrachten Meinungen, ein dunkles Rätsel.

Friedr. von Hellwald.

wie eine Statue auf hohem Postamente erscheint, zumal wenn das Pferd die Reiterin genügend „tailliert“, d. h. in richtigem Verhältnis zu ihrer Größe steht; aber dennoch verdient der Wassersport eine immer regere Beteiligung seitens der Damenwelt, da er, vor allem in seiner Form als Rudersport, einen außerordentlich wohlthätigen Einfluß auf die Lungenthätigkeit und somit auf den ganzen menschlichen Organismus ausübt. Der Zweck des Rudersportes für Damen ist der, daß er eine gesunde, körperliche Uebung in frischer Luft gewährt; die Dame soll ja nicht, wie der männliche Ruderer, durch andauernden Training zum Wettkampfe gestählt werden.

Der Rudersport in seiner heutigen Gestalt ist ein Kind der Neuzeit, denn im Altertum und auch im Mittelalter haben die Ruderer selbst nie den bevorzugten Gesellschaftsklassen angehört; Rudern war Sklavenarbeit, während Fechten, Reiten u. s. w. stets als edle Leibesübungen, eines Kavaliere würdig, angesehen worden sind. Der Rudersport nahm lange Zeit eine ähnliche Stellung ein, wie der Tanz im Morgenlande; auch dieser wird daselbst zumeist von Berufsständinnen ausgeführt. Die ersten Wettrudern fanden in Venedig zu Anfang des 14. Jahrhunderts statt, doch wurden auch dort die Ruder von bezahlter Hand geführt. Als Amateursport tritt das Rudern in England zuerst auf, und zwar am Ende des 18. Jahrhunderts. Auch bei den Damen erfreut er sich dort großer Beliebtheit. Für diese eignet sich am besten ein leichtes Kanoe oder ein Rennboot der leichtesten Klasse; erprobter wird von einem, letzteres von zwei leichten Rudern getrieben. Auf dem Platz am Steuer ruder sieht man ebenfalls häufig sportliebende Damen sitzen. Was den Sitz im Boot anbelangt, so ist selbstverständlich bei der rudernden Dame von dem „gleitenden“ Sitz auf der sich vor- und rückwärts bewegenden Sitzbank abzusehen; der Sitz muß vielmehr fest sein, die Füße werden dabei mit geschlossenen



Rahupartie. Originalzeichnung von Edmund Brünig.

Fersen und geöffneten Knien fest gegen das Fußbrett gestemmt. Die Bewegung des Ruderns selbst besteht bekanntlich im Ausgreifen und Ziehen; werden diese Bewegungen von zwei oder drei Damen regelmäßig, d. h. mit gehöriger Präzision ausgeführt, so gewährt ein solches Damenboot mit seiner anmutigen Besatzung ein außerordentlich schönes Bild. Um die eben erwähnte Regelmäßigkeit zu erzielen, ist wohl darauf zu achten, daß die Ruder gleichzeitig, vor allem nicht zu tief, in das Wasser eintauchen.

Der Segelsport ist entschieden zu anstrengend für Damen, denn er stellt an die physische Kraft bedeutende Anforderungen; man denke z. B. nur an das bekannte Manöver „Reffen der Segel“. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß nicht auch Damen an ihm sich erfreuen sollen; im Gegenteil, es gewährt einen prächtigen Anblick, ein Segelboot, vielleicht eine kleine zierliche Jolle, einer Möwe gleich die Wellen durchkreuzen zu sehen, während eine junge, schlante Dame in hellfarbigem Sportkostüm das Steuer lenkt.

Die Kleidung der Damen, welche Wassersport treiben, läßt

der Phantasie und dem Geschmack ein großes Spiel, und hierbei ist die rudernde Dame der Reiterin überlegen, deren Toilette durch die lange Reihe von Jahren gewissermaßen traditionell und für die Mode beinahe unantastbar geworden ist. Das Sportkostüm für das Boot besteht am häufigsten und wohl auch am kleidsamsten in einem glatten, weiten Rock, einer Bluse mit einem Matrosenträger und einem großen Strohhut mit glattem Rande oder einer Tricotmütze, welche, wie der Kragen, durch kleine goldene Anker geziert ist.

Unbedingte Notwendigkeit für die Dame, gleichviel ob sie Ruder- oder Segelsport treibt, ist, daß sie sich als geübte Schwimmerin bei einem etwaigen ungewollten Bade selbst zu retten vermag. — Bei der Rahupartie, welche unser Bild veranschaulicht, darf uns wohl im Hinblick auf die nervige Gestalt des jungen Sportsman um das Leben der jungen Dame nicht bange sein. Oder sollte sich der Beschauer des Bildes irren und der herzliche Händedruck des jungen Mannes unerwidert bleiben? Die lebenswürdige Leserin wird es nicht recht glauben, spricht doch aus den Mienen der beiden jungen Leute

ein freudiges Ueberraschtsein über dieses Zusammentreffen, und wo wäre wohl auch die Gelegenheit günstiger, ins Herz eines Menschen zu schauen, als gerade bei solcher fröhlichen Rahupartie, wie unser Bild sie zeigt.

Es ist ein heißer Augusttag, und eine heitere Gesellschaft junger Damen und Herren schickt sich an, eine kleine Bootsfahrt zu unternehmen. Während die Zurückbleibenden von der Balustrade Grüße herabwinken, stößt eine Gondel nach der anderen vom Lande. Unter munterem Geplauder verfließt gar schnell die Zeit, Scherzworte fliegen von einem Boot zum andern, und heiteres Lachen findet allerorten ein Echo. Gewiß werden die Damen den Wunsch nach Seerosen äußern und die Herren sich alle erdenkliche Mühe geben, in den Besitz solcher zu gelangen. Ein junges, liebendes Paar bleibt dann leicht unbelauscht, und unser junger Bootsmann wird sicher nicht die Stunde ungenützt verrinnen lassen, ohne der kleinen Hand, die er jetzt so fest hält, das Ruder zu entziehen und sich desselben fürs ganze Leben zu bemächtigen.

Viktor Happrich.

Das Amulett.

Novelle von Frida Schanz.

(Schluß von S. 274.)

Nachdruck verboten.

Zwan war Wera Petrowna vielleicht nie gefährlicher gewesen, als an diesem Tage. Nie hatte er so sprudelnd übermütig mit den Kindern geschert, nie hatte er so fest und voll Grazie den verzogenen, launischen Liebling der schönen Frau gespielt. Es war ihm ein bitter lustiger Genuß, Wera damit zu necken, daß er nun doch schleunigst seinen Abschied nehmen und sich für immer nach Kalantaiska, von dem ihm in Wirklichkeit kaum ein Biegel auf dem Dache mehr gehörte, zurückziehen werde.

Ihr letztes Wort, als er am Abend schied, ihr letzter süßer, schmeichelnder Blick drückte noch die Angst aus, er möge in seiner unberechenbaren Stimmung seinen Vorsatz wahr machen und sich schnell von ihr trennen.

Um so angenehmer mochte sie überrascht sein, als er am anderen Morgen zu ihr ins Frühstückszimmer trat. Er kam direkt vom Klub, wo man bis gegen zehn Uhr gespielt hatte und war in sonderbar erregter, fieberhafter Stimmung.

„Beglückwünsche Sie sich und mich, Feuerste!“ rief er und küßte ihr den weißen Arm über den flirrenden Goldspangon, „das Exil von Kalantaiska wird mir erspart! Ich habe den Rest des Steppennestes, der mir etwa noch gehörte, diese Nacht an Graf Glotoff verloren.“

Sie sah ihn sprachlos an, und aus ihren weitgeöffneten Augen brach nach und nach, wie durch Schleier, ein Strahl von unaussprechlicher Freude.

Welchen Abgrund von Qual und Glend Zwans Worte bargen, ahnte sie nicht. Alle Chancen waren nun für ihn dahin, sein Kredit war erschöpft, es blieben ihm nach dem Unheil der letzten Nacht, wenn er das Gut dahingab, noch immer sechstausend Rubel Schulden übrig, die er nie zu zahlen vermochte.

Der schmachtvollste Abschied lag vor ihm, und was dann? was dann?

Wera ließ ihm zum Nachdenken keine Zeit. Auch sie hatte überraschende Nachrichten für Zwan bereit. Ihr Gatte schrieb aus Petersburg, daß er soeben nach Abschluß ungeheurer weittragender Geschäfte auf seine Besitzungen in der Krim heimkehre und dort sie mit den Kindern zu treffen und einige Monate mit den Seinen zu verleben wünsche. Der Vorschlag war ihr höchst unwillkommen gewesen, solange sie Zwan durch seinen Beruf und sein Erbe gefesselt glaubte.

Nun aber konnte alles herrlich werden. Sie sagte nicht wie; sie hing nur mit ihren bethörenden Augen wie verheißend an seinem Angesicht.

Er hatte sie nie so bewegt, nie so lebendig, so wunderbar gesehen.

Zum erstenmal empfand er bei ihrem Anblick eine heißere Regung, ein eigenes, begehrlisches Gefallen. Die Qual, die ihn hergetrieben, stand einen Augenblick still in seinem Herzen. Es war ihm, als ob er vor dem Abgrund, in den er verfallen mußte, noch eine Stunde rasten dürfe, um den Duft einer wilden, berausenden Blüte zu atmen, die am Rande stand.

„Wir reiten eine Stunde aus, Zwan, wenn Sie belieben,“ sagte Wera Petrowna. Schneller, als sie es vielleicht je vorher zustande gebracht, hatte sie das weiße Morgenkleid mit einem neuen Pariser Reitkostüm von entzückender seebauer Farbe vertauscht.

Es war ein strahlender Frühlingmorgen. Der Sonnenschein lag goldhell in allen Straßen, vom Meere her wehte es kühl und weich, und unter dem Ruffe der leichten Südbrisse regten sich die Kronen der unzähligen weißblühenden Akazien, deren Reihen alle Straßen flankierten. Eine Wolke von unbegreiflich süßem Duft schwebte märchenhaft über der ganzen Stadt.

Die beiden schönen Pferde, die schon öfter aus demselben Marfiall für dieselben zwei Reiter entliehen gewesen, tänzelten in frohlichem Einverständnis nebeneinander hin.

Der Weg ging von Osten her durch das ganze vornehme Odesa bis in die stillen Vorstadtstraßen des Westens hinaus und führte endlich aus dem Bereich der Häuserreihen zwischen den jetzt frisch umgrüneten Kutteln der reichen Stäbter auf einem schmalen Pfad, der sich zwischen weißblühenden Dornestrüpp in sanftem Abhang zum Meere senkte.

Während des ganzen Rittes hatte Zwans Blick mit ganz neuem, forschendem Ausdruck auf dem weißen, vollen Antlitz des schönen Weibes geruht. Die heimliche Bewunderung mochte sie berauschen. Sie schien verwirrt und verblüht, und sie schweigsamer und rätselhafter Zwan in sich versank, umsomehr schien ihr ganzes Wesen zu erwachen und zu entflammen, um so heiterer wurde ihr Lachen und Plaudern.

Auf einer schmalen, von den oben liegenden Landhäusern nicht sichtbaren Pfadstelle zwischen dem dornigen Abhang, von dem unaufhörlich weiße Blütenblätter herniederwehten, und der endlosen, stahlglänzenden Wogenfläche der See hielt sie auf einmal das tänzelnde Pferd an.

Auch er straffte seinem Fuchs die Zügel, und ein langer Blick flog von ihm zu ihr.

Eine Sekunde lang hing seine Seele noch wie traumbevangen an ihrer wundervollen Erscheinung, dann machte er eine Bewegung, als ob er etwas von sich abwürfe, drängte sein Pferd dicht an das ihre, schlang den Arm um sie und küßte sie mehreremal leidenschaftlich auf den warmen, roten Mund.

„Es ist unser letzter Ritt,“ sagte er leise. „Ich danke dir, Geliebte, daß du so gütig und schön bist! So ist es recht, mache mir diese Stunde froh, meine letzte glückliche Stunde!“

Sie richtete sich lachend im Sattel auf und schlug mit dem goldenen Knopf der Gerte nach ihm.

„Welch ein kindischer Thor sind Sie doch, mein Herr!“ rief sie schelmisch. „Nein! Wir können noch oft zusammen reiten, wenn Sie wollen und schnell einen Entschluß fassen können. Gehen Sie mit uns! Haben Sie Lust, Gestüttdirektor auf unseren Gütern zu werden? Mein Mann hat unseren Freund Garschin beauftragt, sich nach einem solchen für uns umzusehen, da er die Gestüte immer mehr vergrößern muß. Ein Wort von mir, und die Stelle ist die Ihre; es ist eine Stellung wie für einen Prinzen; zehntausend Rubel ist das Mindeste, was mein Mann den Herren zu zahlen pflegt.“

Sie setzte das Pferd wieder spielend in Trab, während sie

sprach, und ließ ihre Worte, ohne ihn anzusehen, vom weichen Winde halb gebrochen zu ihm zurückflattern. „Was denken Sie, mein Freund? Fürchten Sie Langeweile? O, unsere Güter liegen herrlich im Süden, wir haben die schönsten Badeorte der großen Welt in unserer Nähe. Und wenn Sie lieb und gut sind, wird das Leben auch im Winter zu ertragen sein! Was meinen Sie? Mein Mann schlägt mir vor, den nächsten Winter in Paris zu verbringen! Sie machen sich gleich von vornherein Ihren Urlaub aus.“ Sie lächelte ihm neckisch zu, und eine Handvoll Akazienblüten, die sie im Vorüberreiten von den Gebüschen gestreift, flog wie eine Wolke kleiner duftender Schmetterlinge in sein Gesicht. Mit einem hellen Ruf des Vergnügens trieb Wera ihr Pferd zum Lauf.

Wie betäubt ritt Zwan hinter ihr drein. Seine Wangen glühten, und sein Herz klopfte wild.

Er sah auf einmal wieder einen Ausweg vor sich. Er sah die herrliche Gestalt der Frau, deren Küsse ihn eben berauscht, von blendendem Sonnenlicht übergoßen, vor sich her schweben, sah die blaue, unendlich weit hinaus funkelnende See, deren Wellenschlag mächtig in eine glückliche Ferne zu locken schien, und doch hatte es nie so finster und gottverlassen in seinem Innern ausgesehen, doch hatte Selbstverachtung und ein mächtiges, reiniges Heimwehgefühl nie so stark gebohrt in seiner Brust, wie in dieser Stunde.

Es war nicht der sanfteste Soldatenstich, mit dem er seinen Entschluß bekräftigte: „Wenn das Geschick es will, gut denn, ich will ihr folgen!“

Schon drei Tage später waren Wera Petrownas Zelte beinahe abgebrochen.

Der reiche Haushalt war mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit aufgelöst worden. Den größten Teil der Möbel hatte der Magazinhaber, von dem sie zu weit höherem Preis, als ihr Kaufwert betrug, geliehen gewesen, bereits abholen lassen, die kostbaren Teppiche und Decken waren zusammengepackt, das üppige Halbdunkel der Zimmerreihen stand gelichtet.

Ruhelos ging Zwan in den wüsten, halb ausgeräumten, mit offenstehenden Koffern, umhergestreuten Kleidern und Wäschebüchsen gefüllten Salons, durch deren unverschleierte Fenster grell und glühend der Schein der späten Nachmittagssonne fiel, auf und ab.

Auf seinem Gesicht lag der Ausdruck einer leichtfertigen, gewissermaßen verächtlichen Resignation, dabei aber sah er fahl und fieberhaft aus, und der Widerschein durchwachteter Nächte und elender Tage lag deutlich auf den eingesunkenen Wangen. Mit immer steigender Ungeduld wartete er auf Wera, die, wie die alte Dienerin ihm gesagt, jeden Augenblick von ihrer Ausfahrt heimkehren müsse und die den dringenden Wunsch hinterlassen habe, er möge auf sie warten.

Er brachte ihr eben seinen letzten, von ihr schmerzlich erwarteten Bescheid. Er hatte Urlaub genommen und wollte ihr am anderen Morgen bis zur nächsten Station vorausfahren, um den übrigen Teil der Reise mit ihr und den Kleinen zusammen zurückzulegen. Von seinem künftigen Wohnort aus wollte er um seine Entlassung vom Militär einkommen. Den Vergleich mit seinen Gläubigern und den Verkauf des Gutes hatte er beschloßen, seinem Notar gleichfalls von dort aus zu übertragen.

Bergelich hatte er in den letzten Tagen noch eine Aenderung seines Geschickes erhofft. Es war ihm, da er nicht die geringste Sicherheit mehr zu bieten vermochte, nicht möglich gewesen, auch nur eine bescheidene Summe aufzutreiben, um noch einmal dem Glück im Spiel die Hand zu bieten.

So rang er sich mit großer Gewalt durch einen letzten heißen Kampf aus schwerstem Witzmut zu einer doch erträglichen, leichtherzigen Fassung durch.

Wäre Wera jetzt wenigstens zu Haus gewesen, um ihm den sehnlich ersehnten Entschluß mit den in der letzten Zeit so verführerisch schimmernden Augen von den Lippen zu lesen! Hätten ihn die Kinder umtollt, je lauter und freudiger, je besser! Hätte es nur jetzt keine Frist, kein Nachsinnen mehr für ihn gegeben! Das leere unbehagliche Haus drohte aufs neue alle bösen Geister in seiner Brust zu erwecken.

Wie anders, wie gut war noch alles vor kurzem! Wie voll die Welt, wie reich an Hoffnungen und Möglichkeiten! Nun alles aus, alle Thore zu, bis auf das eine, durch das er zu gehen gezwungen war, alle seine Freiheit dahin!

Immer verstörter setzte er seine Wanderung fort. Solch ein Aufbruch mahnt vollends an das Ende aller Dinge! Alles so ordnungslos, so aufgelöst! Man sah es deutlich, daß Marischka nicht mehr da war. Das war wenigstens gut! Um keinen Preis der Welt hätte er sie wiedersehen mögen, er hatte genug an den eifrig tadelnden Blicken, mit denen sie ihn in den letzten Tagen von fern gestreift! Und doch, es hätte wohlthun müssen, ihr einmal noch die Wahrheit zu sagen! Trug sie nicht die Schuld, daß es so weit mit ihm gekommen war? Nun hatte sie ihn gut verachtet, das trostige Mädchen.

Durch Weras Vermittelung hatte die geschickte brauchbare Gesellschafterin in der Familie eines reichen Kaufmanns, Worin, Unterkommen gefunden. Da es gerade der erste Tag des Monats war, hatte sie jedenfalls am Morgen schon die neue Stellung angetreten. „Nun wohl, besser ist besser, und es ist trotz allem eine große Beruhigung, ihr nicht mehr im Hause begegnen zu müssen.“

Er hatte sie einmal doch sehr geliebt, mit einer frischen, reinen, herrlichen Liebe, die jetzt weit, weit, wie Glück und Jugend, hinter ihm lag!

Wera ließ noch immer auf sich warten. Vom Spielzimmer der Kinder führte ein kleiner Erker nach der Seitenstraße, durch welche sie von der Stadt her immer anzufahren pflegte. Zu seiner hilflosen Ungeduld dehnte er seinen unruhvollen Marsch durch die Schlafzimmer der Kinder, in welche der Rest der Aufhebung noch nicht gedrungen war, endlich auch bis auf das die lange Front abschließende Giegemach aus.

Ahnungslos hob er den dunklen Vorhang der letzten Thür und fuhr, wie von einem Faustschlag getroffen, zurück, als er auf dem Teppich, vor einem verschlossenen und verschürzten Reisekofferchen Marischka knien sah. Sie trug das Straßenjäckchen schon halbzugeknöpft über dem leichten Sommerkleid und schien eben die letzte Hand an das Einpacken ihrer bescheidenen Habe gelegt zu haben.

Wahrscheinlich waren die Anforderungen der vergangenen Tage selbst für ihre starken jungen Kräfte zu schwer gewesen. Sie, die immer so fest und ungebeugt durchs Leben schritt, lag wie von schwerer Müdigkeit erschöpft, über das Kofferchen ge-

neigt, das Antlitz, unter dem die schweren Böpfe zusammengeknipt waren, wie sie es bei der Arbeit liebte, auf die gefalteten Hände gepreßt.

Der Anblick war so eigen und so rührend, daß der Zuschauer, nachdem er das erste Erschrecken überwunden, von einer selbstvergeßenen zärtlichen Regung getrieben, unwillkürlich ein paar Schritte näher trat.

Bei diesem Geräusch schreckte das Mädchen mit einem leisen Schrei empor, und Zwan sah, daß sie nicht gerührt, sondern heftig geweint haben mußte.

Bei seinem Anblick aber sprang sie auf, aus dem armen, müden, traurigen Kinde wurde in unglaublicher Geschwindigkeit wieder das herbe, sichere und überlegene Geschöpf, dem Zwan um keinen Preis der Welt jetzt hätte begegnen mögen.

„Sie haben sich verirrt, Zwan Fedorowitsch,“ sagte sie mit fremdem, unfreundlichem Blick, die von zurückgedrängten Thränen verdunkelten Augen fest auf sein Antlitz heftend.

„Lassen Sie doch, es kommt jetzt nicht mehr darauf an,“ entgegnete er so gelassen, als es ihm bei seiner Bewegung möglich war. „Ich ging freilich nicht aus, um Sie zu suchen, aber da ich Sie finde, erlauben Sie, daß ich Ihnen Glück auf Ihren Lebensweg wünsche.“

„Und ich Ihnen,“ entgegnete sie mit spöttischem Nachdruck und sah ihm von oben bis unten verächtlich an.

Dabei mochte sie erst bemerken, wie übel, wie verfallen er aussah, wie verheert sein Antlitz war von Kampf und äußerster Seelenpein. Ihr Ausdruck veränderte sich. Mit erschrockener Frage, staunend und ungläubig, weichte ihr Blick auf ihm. Eine Sekunde verging, ohne daß eins von beiden ein Wort gesprochen hätte, es war, als fände in dieser Zeit ein stummes Gericht statt zwischen ihm und ihr. Er sah es feucht an ihren Wimpern zittern, er sah ihren Atem rasch und rascher die junge Brust heben, er sah einen Hauch von Milde, von engelhaftem Erbarmen sich wie einen Schleier über die ersten Züge legen und plötzlich, während sie das Antlitz senkte, zwei klare Thränen über die frischen Wangen herniederperlen.

„Marischka!“ rief Zwan hingerissen. Er stürzte auf sie zu und wollte ihre Hand ergreifen; aber in diesem Augenblick war sie schon eine andere; wie erwachend, mit dem alten, feindselig strengen Blick trat sie zurück.

„Wir haben nichts mehr miteinander zu thun, vergessen Sie das nicht,“ sagte sie schroff. „Oder — doch! Dies eine noch!“ Sie bückte sich und nahm aus dem Reisetäschchen, das neben dem Koffer stand, ein in Seidenpapier gehülltes, mit einem roten Florband umwickeltes Paket heraus.

„Sie haben mir manchmal in früheren Tagen kleine Geschenke gemacht und Briefe gefandt,“ sagte sie, das Päckchen in seine Hand legend, „auf die ich kein Recht mehr habe und keinen Wert mehr lege. Wollen Sie so gut sein und alles gleich an sich nehmen? Sie wissen es dann am sichersten vor fremden Augen geborgen.“

Er starrte sie an, als verstünde er sie nicht. „Es ist alles, was Sie mir je gegeben,“ fuhr sie unerbittlich fort, „auch das Amulett ist dabei. Möge es Ihnen Glück bringen, mir — hat es genug gebracht.“

Mit bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung sah sie in sein zuckendes, flammendes Gesicht, seine Augen sprühten, und es war, als ringe er nur nach dem rechten Wort, um die Kränkung zurückzugeben. Statt dessen brach er plötzlich in ein schallendes Gelächter aus.

„Das haben Sie gut gemacht, das haben Sie ganz wunderbar gemacht, Marischka!“ rief er, das Paket gleichmütig in seine Tasche gleiten lassend. „Köstlich, daß Sie dem armen Teufel das gesegnete Goldstück mit auf den Weg geben! Und Sie bedürfen wahrlich keines Amuletts! Wer so klug, so überaus klug und klar ist, dem kann das Glück nichts weiter geben!“

Mit spöttischer Verneigung sagte er ihr Lebewohl. Er jagte, die Hände vor Zorn ballend, durch die lange Zimmerreihe zurück nach dem Ausgang der Wohnung zu. Erst an der Treppe fiel es ihm ein, Wera Petrowna wenigstens einen Bescheid da zu lassen. „Sagen Sie der gnädigen Frau, ich habe unmöglich länger warten können,“ herrschte er die Dienerin an, die die Thür hinter ihm schloß. „Und — man kann sich ja wohl auf Sie verlassen? — bestellen Sie der Herrin noch, falls ich nicht wieder kommen könne, sie werde mich auf der ersten Station bestimmt treffen, wie neulich ausgemacht.“

Sich und die Welt verdammend, eilte der gequälte junge Mann seiner Wohnung zu.

Als er die von Spaziergängern dicht belebten Quartiere der Stadt durchmaß, fiel er einem Trupp lustig plaudernder Freunde in die Hände. Man hatte von seinem Urlaub gehört und bestürmte ihn mit Fragen, mit kameradschaftlichen Vorwürfen und kleinen vorsichtigen Neckereien.

Zwan gab seinen Bescheid mit einem grimmtigen, fiebernden Humor, aus dem niemand klug werden konnte. Seiner Galgenstimmung kam die Begegnung eben recht.

Die Freunde, die den unverständlichen Grillenfänger in der letzten Zeit halb aufgegeben hatten, fanden ihn heute auf einmal wieder bezaubernd. Man zog ihn mit lebenswürdigem Gewalt fort von Theestube zu Theestube; und Zwan hätte nicht gewußt, was er in seiner verzweifeltsten Verfassung Besseres hätte thun können, als den Kameraden durch eine nach Kräften forcierte Lustigkeit Sand in die Augen zu streuen. Nach Mitternacht suchten die Ausdauerndsten unter der Gesellschaft das Klubhaus auf, um den Abwechslungen des Tages noch die Anregung eines kleinen jeu hinzuzufügen. Für Zwan war es eine Wohlthat, die fünf oder sechs Stunden, die ihm bis zur Abfahrt seines Zuges blieben, in Gesellschaft zuzubringen, und obwohl ihm der Stand seiner Kasse, welche die heutige Monatszahlung nur notdürftig für die Reise gefüllt hatte, jede Teilnahme am Spiel verbot, so war ihm doch der Aufenthalt an dem grünen Tisch so lieb wie jeder andere, wo lauter Lärm, Lachen und Fluchen jedes Denken verbot.

Nachlässig in die Sammetpolster eines in einer Nische stehenden kleinen Wanddivans zurückgelegt, rauchend und fast gleich große Gläser Thee und Whisky lezend, sah Zwan dem Spiel der anderen zu. Sein eigener, heit besonders scharf gespitzter Sarkasmus schückte ihn am besten vor Neckereien; man ließ sich kaum merken, daß es etwas Unerhörtes sei, den sonst so leidenschaftlichen Spieler feiern zu sehen. Dagegen konnte doch keiner den Ausdruck freudigen Weifalls unterdrücken, als der junge Offizier nach einem eben beendeten, außergewöhnlich hohen Spiel, dem er mit sonderbar abwesendem Blick, die Hände in den Taschen, zugehört, plötzlich aufschleunete und wie

von einer schnellen Eingebung hingerissen, an einem der Pharosische, demselben, an dem Graf Glotloff eben die Bank übernommen, Platz nahm.

Während der neue Bankhalter, der ihn aufs verbindlichste begrüßte, die Karten zu mischen begann, zog er, unbefümmert um die neugierigen Gesichter und die wüthenden Bemerkungen seiner Nachbarn, mit spöttischem Lachen ein kleines Packet aus seiner Tasche, knotete gelassen das rotseidene Band los, das es umschloß, und schleuderte mit meisterhaftem Schwung drei oder vier welke Weichensträuße, einige schnell zu festen Kugeln zusammengebretete Briefe und endlich einen kleinen mit einem roten Rubinherzen geschmückten Ring über das ganze geräumige Zimmer weg durch das geöffnete Fenster auf die dunkle Straße hinaus.

„Weiter! Weiter!“ riefen ein paar belustigte Stimmen. „Nein, es ist genug,“ entgegnete er ernsthaft und legte, während der Croupier den Anfang des Spieles ansetzte, langsam und gewichtig ausholend, ein kleines französisches Goldstück vor sich hin.

In diesem Augenblick traten mehrere junge Offiziere, Söhne reicher Odeßer Kaufmannsfamilien, aus einer späten Abendgesellschaft kommend, mit ziemlichem Lärm in das Klublokal und nahmen, erst einige Erfrischungen bestellend, in der von Zwan verlassenen Nische Platz. Das Blättern und Knistern von Rubelscheinen, der volle Klang von Gold und Silber und das eigentümliche Geräusch auffallender Karten nahm an dem Tisch, welchem Zwan sich zugesetzt hatte, seinen Anfang. Mit einer herausfordernden Sicherheit und Zuversicht in Mienen und Bewegungen, als ob er über Hunderttausende zu verfügen hätte, zog Zwan zwei Hundertrubelscheine aus seiner Brieftasche, nahm, da es seit Jahren seine Gewohnheit war, immer abwechselnd auf dieselben zwei Karten zu setzen, Dame und As aus seinem Kartenbuch und legte auf erstere seine ganze Barschaft, von dem kleinen Goldstück beschwert.

Eine tolle Idee hatte ihn erfaßt: das Amulett mußte ihm Glück bringen!

Das Spiel begann, und es dauerte in der That nicht lange, so hatte die Coeurdame, oder wie Zwan voll trotziger Genugthuung im stillen behauptete, das geweihte Goldstück, seine Schuldigkeit getan — er hatte gewonnen, der Einsatz war verdoppelt. Kaum für einen Augenblick tilgte der Ausdruck einer leisen Freude die unbewegliche Ruhe von seinen Zügen. Und doch war dieser Gewinn von unendlicher Bedeutung für ihn; nicht um seines Wertes willen, sondern — es giebt eben keinen Spieler, der nicht abergläubisch wäre — als Bestätigung dessen, was vorhin gleich einer Erleuchtung über ihn gekommen war. Marijtschas Feindseligkeit zum Trost, sollte ihre Gabe seine Rettung werden!

„Nur an sie nicht erinnert werden! Gott behüte mich vor solchen Naturen in Ewigkeit! Und doch — und doch — weshalb hat sie geweint? Warum blickte sie mich so rührend an? Weshalb mußte es so weit kommen, daß sie mich verachtete?“

Blitzschnell gingen diese Gedanken vorbei. Das Spiel nahm seinen Fortgang. Er setzte die gewonnene Summe auf das As hinüber und hatte den Mut, seinen rechten Nachbar mit dem ungeniertesten Ton der Welt um ein Darlehen von 500 Rubeln zu bitten, die ihm derselbe, etwas überrascht, aber mit durchaus verbindlichem Lächeln, gewährte.

Aufs neue fielen die Karten herüber und hinüber, und Zwan gewann zum zweiten- und gleich darauf zum drittenmal. „Sind Sie behagt, Trubelzoi?“ rief Graf Glotloff mit einem seltsamen Lachen, bei dem seine weißen Zähne mit den unruhigen Augen um die Wette blitzten. Die ganze Tischrunde kam in Bewegung; nur Zwan hütete sich, seine Fassung zu verlieren. Noch zweimal legte er seinen schnell anwachsenden Besitz von As auf Dame und von Dame auf As, beidemal war das Glück auf seiner Seite, und er gewann bald mit dieser, bald mit jener Karte.

„Nun noch einmal!“ dachte er, wie im Fieber erbebend, und all sein Wünschen drängte sich in ein heißes, inbrünstiges Gebet zusammen. „Was ich erhoffe, ist ein übernatürliches Glück, aber noch einmal nur, und nie wieder will ich eine Karte anrühren! O, wäre der Himmel barmherzig! Könnte ich meine Freiheit zurückgewinnen! Könnte ich wieder aufatmen, wieder als anständiger Mensch durchs Leben gehen!“ Noch einmal wollte er seinen nun beträchtlichen Besitz auf die Dame rücken. Da drang von der Nische her zwischen Lachen und Gläserklingen auf einmal Marijtschas Name an sein Ohr. „Geben Sie auf Ihr Spiel acht!“ rief ihm sein Nachbar zu.

Aber Zwan hatte mit einem Schlage Karten und Geld vergessen. Der Ausdruck eines wüthenden Bornes lag auf seinem Gesicht, und jeder Zug pausete sich in atemlosem, begierigem Lauschen. Ein nicht mehr junger blasierter Kaufmannssohn, Lieutenant unterster Charge, derselbe, in dessen Elternhaus Marijtscha heute eingezogen war, unterhielt seine Kameraden in der abscheulichsten Weise von allerlei Erfolgen, die er schon heute, am ersten Abend, dem schönen Mädchen abgewonnen habe. Die anderen lachten und riefen Weisfall. Man sprach mit den schmählichsten Scherzen über das arme Kind, die ihre Lehrzeit im Hause einer Wera Petrowna natürlich nicht verschwendet haben würde.

„Sie lügen, meine Herren!“ schrie auf einmal eine laute, zornbebenende Stimme donnernd in den Lärm der bösen Zungen hinein.

Zwan hatte, seine Barschaft liegen lassend, wo sie lag, und in die Karte beim Fortgehen mehr aus Wut als aus Ueberlegung ein Paroli biegend, den Spieltisch verlassen und stand wie die Verkörperung eines edlen, strafenden Bornes, mit bleichem, von innerer Aufregung seltsam verwandeltem Gesicht unter den jungen Leuten.

Eine Sekunde lang sahen ihn dieselben mit verbüßtem Schweigen an; dann erhob sich ein allgemeiner Lärm, der Kaufmannssohn verbat sich in unverächtlicher Weise die Zurechtweisung, die anderen, die auf seine Kosten zu trinken und zu rauchen schienen, unterstützten ihn, und je mehr sie die Sache ins Lächerliche zu ziehen suchten, um so heißer und ernster forderte Zwan Genugthuung für die beleidigte Dame, deren Unschuld, Reinheit und Ehrenhaftigkeit er mit seinem Leben verbürgen könne.

Wie es nicht anders kommen konnte, so geschah es. Der Klubpräsident hat die Streitenden aufs höflichste, das Klublokal zu verlassen; sie begaben sich in immer steigender Aufregung nach dem Salon hinüber, und nach einigen vergeblichen Vermittlungsversuchen kam man überein, die Sache in der

Frühe des nächsten Morgens, im Garten des an der See gelegenen Borinschen Besitzums, durch einen einfachen Kugelwechsel zum Austrag zu bringen.

Als Zwan ruhig, als wäre nichts geschehen, in das Spielzimmer zurückkehrte, empfing ihn allgemeiner Jubel, in den einstimmen nur Graf Glotloff nicht Lust zu haben schien.

Ein unerhörter Spielzufall hatte sich Zwan dienstbar erwiesen. Zu seinem Heil hatte er den Einsatz auf der Dame gelassen; während das As verloren, hatte sich diese unter dem Schutze des Amuletts als lebenswürdigste Patronin erwiesen, noch zweimal hatte dieselbe Karte gewonnen, die Bank war gesprengt; ein Vermögen von über fünf und zwanzigttausend Rubeln lag für den Glücklichen bereit.

Mit welchen Gefühlen er die ihm wie von Gott bescherte Summe hinnahm, ahnte niemand von denen, die ihn ruhig, ohne viel Aufhebens, unter seinen gewöhnlichen gelassenen Scherzen, die statliche Menge bunter Kassenscheine und blinkender Goldstücke einstreichen sah. Erst draußen, unter freiem Himmel, im weichen duftigen Dunkel der Sommernacht, die er mit hastigen Schritten durchmaß, gab er sich dem überwältigenden Eindruck des Geschehenen hin. Er war gerettet! Das Leben war ihm wieder gewonnen, er hatte seine Freiheit, seinen guten Namen zurück!

„Und auch du, Heimat, Heimat, bist wieder mein!“ rief es wie Ofterglocken in seiner Brust.

Das Steppengut erschien ihm auf einmal von neuem, wunderbarem Schein umwoben. War es nicht der bedeutungsvollste Hinweis auf ein volles seliges Glück: durch Marijtschas Hand, der bösen, trotigen, klugen, süßen Marijtscha, hatte er gerade zur Stunde der tiefsten Not das Mittel zu seiner Rettung empfangen, und ihr lieber, geeigneter Name war es gewesen, der ihn im rechten Augenblick aufgeschreckt, als er im Begriff gestanden, das halbgewonnene Glück durch einen falschen Griff auf immer von sich zu stoßen.

Sollte kein Flehen sie verjähnen, kein dringendes Werben sie erweichen, noch einmal an ihn zu glauben und das Glück, an dem sie so viel teil hatte, mit ihm zu teilen? Seit er zu ihrer Rechtfertigung aufgestanden, seit er ihre Ehre zur Sache seines Lebens gemacht, begriff er erst ganz, was sie ihm war, sein Heil, seine Seligkeit, die Seele seiner Seele!

Noch in derselben Nacht schrieb Zwan in der vollen Erregung seines Herzens zwei Briefe an die beiden Frauen, die so viel Einfluß auf sein Leben gewonnen hatten, und der gute Geist, der über ihn gekommen war, muß ihm wohl die Hand aufs glücklichste geführt haben.

Wera Petrowna hat sich seitdem für immer ärgerlich von ihm abgewandt, und er hat sie lange Jahre überhaupt nicht wiedergesehen. Marijtscha aber ist nach einem kurzen Kampf, den ihre Liebe noch mit der Erinnerung und mit ihrem Unglauben an eine so plötzliche himmlische Wendung der Dinge auszusechten hatte, glückseligen und vertrauenden Herzens die Seine geworden.

Daß der Kugelwechsel zwischen ihm und dem jungen Borin, aus dem letztere eine zum Glück gut heilende Seitenwunde davontrug, um ihretwillen ausgefochten worden, hat sie erst in späteren Jahren erfahren, als aus dem stolzen herben Kind längst ein in süßer Demut auf ihren Herrn und Meister schwärendes Weib geworden war.

Eine nie ermattende, große, heilige, Liebe hielt die beiden glücklichen Menschen zusammen.

Mit Hilfe von Marijtschas Vater, der in fassungsloser Freude und Dankbarkeit mit nach Kalantaiska hinauszog, ist Zwan mit der Zeit das Muster eines tüchtigen und praktischen Landwirthes geworden. Nach einer kurzen Reihe von Jahren war das Gut schuldenfrei, wonach es sich immer schmucker, statlicher und traulicher aus dem Gräbertepich der Steppe hob. Seine Besizer sind jetzt wohlhabende, sorgenlose Leute.

Ist es ein Wunder, daß sie es bleiben möchten und daß sie das Amulett, von dem sie in lebenswürdigem Aberglauben noch heute ihr Wohl und Wehe abhängig glauben, so hoch halten, daß sie mir durch die Erzählung dieser Geschichte seine Wiedergabe lohnten?

Zahnpflege.

Kulturhistorische Plauderei.

Nachdruck verboten.

„Ich neide nicht, ich laß es gehn
Und kann mich immer manchem gleich erhalten,
Zahnreihen aber, junge, neidlos anzusehn,
Das ist die größte Prüfung mein, des Alten.“

so ruft Goethe in den zahmen Kenien (IV), und in der That ist jeder beneidenswert, der ohne Schmerz und Verlust sein Gebiß ins Alter rettet. Nicht viele sind so glücklich, die meisten werden wohl schon in lästigster Weise darauf gebracht worden sein, den Zähnen ein sehr lebhaftes Interesse zu widmen. Zähne werden daher die folgenden Zusammenstellungen vielleicht den Trost gewähren, zu sehen, daß u. a. auch die klassischen Völker demselben Elend unterworfen waren.

Man sollte meinen, daß die Natur selbst dafür gesorgt hat, menschlichen Vorwitz von einer „Verschönerung“ des Zahnwuchses, wie man sie bei anderen Körperteilen anwendet, fernzuhalten, aber doch giebt es Völker, denen die vermeintliche Schönheit so hoch steht, daß sie dafür selbst den Zahnschmerz in den Kauf nehmen; gewisse Negervölker feilen die Zähne scharf und spitz, vertiefen die Schneiden der Vorderzähne, schlagen Stücke ab und ähnliches. Bei den Australnegern wird bei der Wehrhaftmachung dem Knaben ein Vorderzahn ausgebrochen, wodurch doch wenigstens nur ein kurzer Schmerz hervorgerufen wird. Eine Geschmacksverirrung ist es auch, die Zähne schwarz zu färben, eine Sitte, die z. B. noch von Reisenden des 17. Jahrhunderts in Rußland beobachtet wurde.

Von der Zahnpflege der Griechen und Römer sind wir ziemlich gut unterrichtet; bei den naturgeschichtlichen und medizinischen Schriftstellern finden wir weitgehende Vorschriften darüber, sogar Rezepte für Zahnpulverbereitung; auf diese Zahnpulver wurde viel Wert gelegt; sie wurden sogar, wie unsere Parfüms, zu Geschenken verwendet; bei Martial weiß jemand mit diesem Präsenten nichts anzufangen, weil er — keine Zähne mehr hat. Auch Zahnstocher werden häufig erwähnt; als die besten galten die Stiele der Blätter der Mastixpistazie; sonst half man sich mit Federspulen und so weiter;

Martial verspottet in einem seiner Epigramme jemanden, der einen eleganten Zahnstocher fortwährend benützt und dabei gar keine Zähne hat. An Zahnschmerzen litten die Alten gewiß ebenso häufig, wie wir; Plinius führt es als etwas ganz Wunderbares an, daß es in Indien Leute gäbe, die nie Zahnschmerzen hätten.

Die Zahnoperationen machen nach der Beschreibung der Ärzte, wie des Celsus, den Eindruck weit größerer Grausamkeit, als jetzt; es wird zum Beispiel empfohlen, beim Loswerden der Zähne das Zahnfleisch mit glühendem Eisen zu berühren, und für das Ausziehen giebt derselbe die Lehre, man müsse erst ringsum das Zahnfleisch loslösen, dann den Zahn hin- und herreißen (luxieren) und erst, wenn er ganz lose geworden, ziehen, wenn es geht, mit der Hand, nur im Notfall mit der Zange. Im Grunde genommen verläuft auch bei uns jede derartige Operation so, aber die Darstellung des Celsus deutet doch darauf hin, daß das, was bei uns schnell, in seinen Zeiten dem Patienten kaum unterscheidbar vollzogen wird, damals langsam, der Reihe nach vor sich ging. Solche Zangen sind übrigens in Pompeji gefunden worden; sie machen ebensoviele einen sympathischen Eindruck, wie unsere derartigen Instrumente.

Auch der Zahnersatz war den Alten schon wohlbekannt; das Plombieren wird erwähnt, aber so, als wenn es sich mehr darum handelte, einen ausziehenden hohlen Zahn vor dem Abbrechen zu schützen, als ihn zu erhalten. Sehr alt aber ist das Tragen künstlicher Gebisse. Schon im Zwölftafelgesetz wird verordnet, daß zwar dem Toten kein Gold ins Grab mitgegeben werden solle, daß sich diese Vorschrift aber nicht auf das Gold beziehe, an dem etwa die Zähne des Verstorbenen befestigt seien. Solche Gebisse, schon aus dem 5. Jahrhundert vor Christi Geburt, haben sich noch in italischen Gräbern gefunden. Natürlich war auch das den Satiren- und Epigrammendichtern ein beliebter Gegenstand des Spottes; so macht sich Martial über eine Dame lustig, die abends nicht nur ihre Seibengewänder, sondern auch Haare, Zähne und Augenbrauen ablege; daß solche Zähne doch nicht nur des Aussehens wegen getragen werden, sondern daß sie auch vor allem der Verdauung und der Deutlichkeit des Sprechens dienen, wird dabei ganz übersehen.

Dr. f. h.

Neue Bücher.

„Das Gymnasium zu Stolzenburg.“ Novellen von Hans Hoffmann. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel. Daß sich in unserer schnelllebigen, nivellierenden Gegenwart die Originale fast ausschließlich in die Schule gerettet haben und dort, zum Ergötzen der Menschheit, ihr singuläres Wesen nach Herzenslust treiben, dürfte bekannt sein. Wenn dies aber noch unbekannt sein oder ungläubhaft erscheinen sollte, dem empfehlen wir das obengenannte vortreffliche Buch, welches, unmittelbar aus dem Leben geschöpft, für das Gesagte den Beweis erbringen und den schnell überzeugten Leser aufs köstlichste amüsieren wird. In den fünf Novellen, die den starken Band füllen, findet man ebensoviele herrliche Originale abkonterfeiet, geschildert mit Meisterhand und daher so lebensvoll und treu, daß man an ihrem Schicksal einen Anteil gewinnt, wie an Lieben Bekannten von heute und gestern. Die Gestalt des rabiatischen Germanisten Christian Dinsel, der, wegen seiner ehrlichen, bornierten verbiessenen Parteinahme für den Cod. A. des Nibelungenliedes, und dann wieder um seines Zweifels willen an demselben, nicht nur seine Karriere im Schularamt, sondern auch sein Liebes- und Lebensglück einbüßt; oder die des starren Philologen Dr. Titus Loewe, dem die Abwendung seines braven Sohnes von den alten Sprachen der Schmerz und die Scham seines Lebens ist, und der denselben eigentlich erst als rehabilitiert erkennt, nachdem der tapfere Jüngling den Tod fürs Vaterland erlitten; weiter die tragische Figur des alten Oberlehrers Kanold, der sein Leben lang „das Land der Griechen mit der Seele gesucht“ und, nachdem er sechsunddreißig Jahre lang zu einer Reise nach Hellas gepart hat, am Tage der Abreise das Geld um einer höheren Idee willen hingiebt und von neuem zu sparen beginnt — diese und ähnliche Gestalten legen sich in ihrer rührenden Eigenart unmittelbar an unser Herz und hinterlassen eine bleibende Erinnerung.

„Auf Irrwegen der Liebe.“ Novellen von Anton Freiherr von Perfall. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Die Sammlung enthält drei Novellen: „Madelon“, „Eva“, „Angela“, jede auf einen weiblichen Vornamen getauft. Die bedeutendste, zugleich umfangreichste Erzählung ist die zweite; in Eva, der Selbst derselben, sehen wir ein armes Schriftstellerkind, das dem Vater an seinem Sterbebette gelobt hat, nicht zur Mutter zu gehen, von der er sich vor langen Jahren hat trennen müssen und die er bis über's Grab hinaus geliebt. Nun kommt die Mutter, ihre Ansprüche auf das halb verwaiste Kind geltend zu machen, und die Seelenkämpfe, die sich für das arme Mädchen aus dem Zwiespalt zwischen der Stimme der Natur und der Pflicht, die ihr die Einhaltung des Gelübdes vorschreibt, ergeben, bilden die ersten heftigen Stürme in einem leidenschaftlich bewegten Leben. Die Novellen sind fesselnd und anregend geschrieben.

„Decius der Flötenspieler.“ Eine lustige Musikantengeschichte aus dem alten Rom. Von Ernst Eckstein. Leipzig, Karl Neisner. Nach uraltem Herkommen veranstaltete der Senat von Rom den musikalischen Helfern beim Gottesdienste, den Flötenspielern, am 13. Mai jeden Jahres ein opulentes Fest. Dasselbe ist im Lauf der Jahre zu einer höchst profanen und ausgelassenen Orgie ausgeartet, und der Senat beschließt die Aufhebung des Festes, als Grund die übermäßige Kostenlast eines eben mit Anstrengung geführten Krieges vorzuliegen. Die ewig durstigen Pfeifer und Flötenspieler sind über diesen Beschluß empört und zetteln zu seiner Abwehr eine Intrigue an, die, aufs lustigste durchgeführt, ihren Zweck nicht verfehlt — auch den nicht, den Leser des drolligen Büchleins bestens zu unterhalten.

Eva Hartner: „Ein Jugendleben.“ Aufzeichnungen einer Einjamer. Leipzig, Verlag von Karl Neisner. 1891. Nach der Lektüre dieses trefflichen Buches muß man den frühen Tod der Verfasserin, Emma von Ewardowska, als einen Verlust für die deutsche Litteratur empfinden. Die Dahingeshiedene hat, ob ihr gleich manches noch wohl gelungen ist, nichts Besseres geschrieben, als dieses ihr letzte Buch. Es ist der Lebensgang eines jungen charaktervollen Mädchens, das, aus einer Weishege entsprossen und von der protestantischen Mutter vor dem Bekehrungseifer der katholischen Verwandten ihres schwachen Mannes leidenschaftlich behütet, durch den Tod der geliebten Schägerin wehrlos wird und der weiteren Erziehung in einem Kloster anheimfällt. Ihr Leben in den geweihten Mauern, unter der Spezialaufsicht einer milden, frühgeprüften Nonne, die Stärkung ihres protestantischen Bewußtseins durch die Lektüre einer zufällig gefundenen Biographie Martin Luthers, ihre Entlassung aus dem Kloster und Ueberführung in das Haus eines in unglücklicher Ehe lebenden Heims, wo ihrem eigenen Lebensglücke noch schwere Hindernisse bestimmt sind,

bevor sie zum Ziel gelangt — alles das ist in klarer, zielbewusster, streng objektiver Weise vorgetragen, kein Wort zu viel, keines zu wenig, das Ganze eine anziehende Lektüre, die einen günstigen Eindruck in der Seele des Lesers zurückläßt.

„Die Reize nach dem Nordkap.“ Novelle von G. Hermstein. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Ein feinsinnig geschriebenes Buch, in welchem sich eine liebevoll beobachtende Begeisterung für die Schönheiten nordischer Landschaft und ein belebendes novellistisches Element ergänzen und zu einer Einheit von beiseitigem Reiz und künstlerischer Rundung verschmelzen.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „August“.

Fig. 1 und 2. Kleid mit Paletot ohne Aermel. Unser Original, das aus einem glatten Rock, sowie einer blusenartigen Taille und einem vorn offenen Paletot ohne Aermel besteht, ist teils aus Sergestoff, teils aus Surah gefertigt und mit modischer Bengaline garniert. Der untere Rock aus blauem Tasset ist vorn 104, hinten 116 Cent. lang, 218 Cent. weit, unten mit einer 6 Cent. breiten Plüschfrisur von gleichem Stoff begrenzt, hinten, 29 und 56 Cent. weit vom oberen Rande entfernt, mit Bändern zum Zurückbinden versehen und mit einem zweiten, 334 Cent. weiten Rock aus Sergestoff überdeckt. Letzteren hat man oben, vorn und an den Seiten in Falten ausgefaltet und hinten in dicht aufeinanderliegende, tiefe Falten geordnet. Die auf glattem Futter vorn und hinten faltig arrangierte Taille ist vorn mit einem sich zuspitzenden Laß aus Bengaline versehen, der oben mit einem Surahteil abschließt, dessen Ansatz eine schmale, mit blauer Seide ausgeführte Kurbelstickerie deckt. Den unteren Rand der Taille begrenzt eine



10 Cent. breite, 200 Cent. weite, eingetragene Frisur aus Surah in doppelter Stofflage, deren oberer Rand eine mit Gold und Chenille gestickte Bordüre begrenzt; eine gleiche Bordüre ist, wie die obenstehende Rückansicht zeigt, gürtelartig auf der Taille angebracht. Ein mit Stickerei verzierter Stehragen aus Bengaline, sowie oben stark eingereichte Aermel aus Surah, die unten am Schlitze der Innennaht mit Schnurschlingen und Knöpfen versehen sind, vervollständigen die vorn geschlossene Taille. Der Paletot mit angelegtem langen Schoß ist aus Sergestoff und Surahfutter gefertigt, mit einem Kragen, sowie mit leicht gefalteten Revers aus mit Stickerei verzierter Bengaline verbunden und mit großen goldenen Knöpfen ausgestattet (siehe auch die obenstehende Rückansicht).

Fig. 3. Kleid aus kariertem Wollenstoff. Das für jüngere Damen geeignete elegante und hübsche Kleid ist aus hellgrauem, mit gelblichen Carreaux durchwebtem und in geradem Fadenlauf verarbeiteten Wollenstoff gefertigt. Für dasselbe hat man zunächst den Futterrock vorn 104, hinten 117 Cent. lang, 200 Cent. weit aus grauem Tasset herzurichten, unten mit einer 8 Cent. breiten Plüschfrisur zu begrenzen, mit Bändern zurückzubinden und mit einem zweiten, gerundet geschnittenen Rock aus kariertem Stoff zu bekleiden; letzterer ist unten 340 Cent. weit, nach oben hin längs der hinteren Naht bis auf 186 Cent. Breite abgeschragt, oben vorn leicht eingereicht und hinten zu beiden Seiten des Schlitzes je in drei dicht aufeinander liegende Falten geordnet. Die kurze Taille hat man vorn auf den Futterteilen mit einem auf weißem Seidenstoff gearbeiteten Laß aus gefaltetem crêpe-lisse verbunden, über den die glatten, jackenartigen Vorderteile mit 4 Cent. breiten Spangen zusammengehalten werden. Die Rücken- und Seitenteile sind, wie die Rückansicht zeigt, glatt mit Oberstoff überspannt und am unteren Rande mit 32 Cent. langen, 51 Cent. breiten Schoßteilen verbunden, die man je in zwei nach hinten gefaltete Falten gelegt hat. Revers, sowie große Stahlknöpfe und ein Stehragen aus crêpe-lisse, dem sich vorn ein Jabot anschließt, vervollständigen die Taille, die vorn unter dem Laß mit Haken und Dejen geschlossen wird.



ein Jabot anschließt, vervollständigen die Taille, die vorn unter dem Laß mit Haken und Dejen geschlossen wird.

Bezugquelle der Modelle: Berlin, Mode-Bazar Gerson u. Comp.

Allerlei fürs Haus.

Schmetterlingsbilder. Das Schmetterlingsnetz ist ein unentbehrlicher Begleiter der Jugend auf den Spaziergängen und Tummelplätzen der Sommerfrische, es wird daher mancher Mutter interessant sein, ein wenn auch nicht mehr neues Verfahren kennen zu lernen, welches den Kleinen ermöglicht, durch Naturerkenntnis Schmetterlingsbilder herzustellen, die zweckmäßiger erscheinen, als die schwer zu transportierenden Sammelfasten. Selbstverständlich kann man nur die Flügel auf Papier übertragen, den Leib mit den Fühlern und Beinen muß man mit dem Pinsel ergänzen. Man verfährt zur Darstellung der Schmetterlingsbilder wie folgt. Man bestreicht mit einer nicht zu flüssigen Lösung von Gummi arabikum, dem man etwas Tragantzschleim zusetzt, annähernd in der Form, welche etwa die vier Flügel eines gut ausgebreiteten Schmetterlings einnehmen würden, Papier in dünner Schicht und breitet den Schmetterling, möglichst bald nach dem Fangen und Töten, mit feinen Flügeln vorsichtig darüber aus, indem man für den nachzutragenden Mittel- und Hinterleib den nötigen Zwischenraum zwischen dem linken und rechten Flügel läßt. Dann legt man ein Stück glattes Papier über die Flügel und reibt mit dem Finger vorsichtig über die abzuklaffenden Flächen. Hat man alles vorsichtig ausgeführt, so findet man beim nachherigen Abheben sämtliche Schuppen der Flügel auf dem Papiere sitzend. Dieses Verfahren kann, wenn man Vorder- und Rückseite der Flügel zugleich haben will, wiederholt werden.

Centrifugalmagermilch als Volksnahrungsmittel. Die täglich wachsende Bedeutung, welche die Anwendung der Milchschleuder (Centrifugalverfahren) in dem Betriebe der Molkereien gewinnt, macht die Frage nach der entsprechenden Verwertung der dabei gewonnenen süßen Magermilch immer wichtiger. Da über Magermilch und deren Eigenschaften stellenweise sehr irrige Ansichten verbreitet sind, so wird hier einiges über die Natur derselben am Platze sein. Während die Milch beim Aufrahmen nach der alten Art zur Entfettung wenigstens 24—36 Stunden gebraucht, vermag man mit Hilfe der Milchschleuder die Milch sofort nach dem Melken in Vollmilch und Magermilch zu trennen, letztere also in ganz frischem und dadurch süßem Zustande zu gewinnen. Der Unterschied der beiden Arten entfetteter Milch liegt daher weniger in der Höhe des Fettgehaltes, als vielmehr in der süßen Beschaffenheit und der mit der frischen Gewinnung Hand in Hand gehenden längeren Haltbarkeit der Centrifugalmagermilch. Dieser Vorzug macht sich ganz besonders im Sommer geltend, da hierdurch ihre Verwendung zu Gebäck, Suppen, Mehlspeisen etc. ermöglicht wird, was bei der nach dem alten Verfahren gewonnenen Magermilch deshalb nicht angeht, da dieselbe nur sauer in die Hände der Konsumenten gelangt. Trotz dieser Vorzüge der Centrifugalmagermilch sind Stimmen laut geworden, welche sich gegen den allgemeinen Verbrauch derselben aussprechen, indem auf ihren geringen Fettgehalt verwiesen wurde und auf die Gefahr einer Täuschung des Publikums, welche bei der sauren, abgerahmten Milch vorlag. Diese Stimmen haben indessen wenig Gehör gefunden, denn es ist erwiesen, daß dem Eiweiß, d. h. dem Käsestoff, mindestens derselbe Nährwert zukommt, wie dem Fette, welches sich durch entsprechende Ernährung anderweitig sehr leicht ersetzen läßt. Jedenfalls steht der Nährwert zu dem Preise der Centrifugalmagermilch in einem äußerst günstigen Verhältnis, und es ist daher im Interesse der kräftigen und billigen Volksnahrung der allgemeine Konsum dieser Milch mit Recht anzustreben, umso mehr, als deren Genuß sich in den nordischen Reichen, Dänemark, Schweden, Norwegen, bereits derartig eingebürgert hat, daß sie ein ständiges Nahrungsmittel aller Berufslassen ist, welches man allgemein sowohl auf den Tischen der Bemittelten, als der Unbemittelten findet.

Wirtschaftsplaudereien.

Eine wesentliche Verbesserung des Sorhletschen Milchföchers. Auf Seite 140 des „Bazar“ wiesen wir, in Beantwortung einer an uns ergangenen Anfrage, auf den Sorhletschen Milchföcher als denjenigen Apparat hin, welchem wegen seiner den Anforderungen der Bakteriologen am meisten gerecht werdenden Leistungen der Vorrang unter anderen, zum Sterilisieren (Keimfreiwerden) der Milch dienenden Geräten gebührt. Weitere Versuche des Professors Sorholt führten denselben zu einer wesentlichen Verbesserung und Vereinfachung des früheren Verfahrens. Der bisherige Verschluss der Flaschen bestand in einem durchbohrten Gummistopfen, dessen Öffnung nach kurzem Erhitzen der Flaschen durch Glasstäbchen verschlossen wurde, und dieser war es, der im Gebrauch Mängel mannigfacher Art aufwies. So z. B. war das Verschließen der Flaschen im Kochtopf, welchem siedende Dämpfe entströmen, eine mühselige Operation; wurden hingegen die durchbohrten Gummistopfen vor Eintritt genügender Erhitzung mittelst der Glasstäbchen verschlossen oder feuchtete man solche, um ein leichteres Einführen zu bewirken, vorher an, so wurden häufig Gummi und Glasverschlus, auch wohl der letztere allein, während des Erhitzens herausgeschleudert. Ferner verloren die Gummistopfen mit der Zeit an Elastizität, nahmen die Form des Flaschenhalbes an, ihre Bohrungen erweiterten sich, und endlich war der Verschluss nicht mehr luftdicht.

Das verbesserte Verfahren hat den Vorteil, daß es hinsichtlich des Erfolges mehr leistet, als das frühere, und daß es die Haltbarkeit der sterilisierten Milch bei Zimmertemperatur um mindestens das Vierfache verlängert. Man füllt die Flaschen wie bisher, setzt sie in den Flaschenhalter, bedeckt die abgeschlossene Mündung jeder Flasche durch eine glatte Gummischeibe, welche vor dem Herabfallen oder Verschleudern durch ein kurzes Rohrstück, das man über den Flaschenhals schiebt, geschützt wird (siehe Abb. Nr. 1) und verfährt dann wie bisher. Während des Erhitzens wird die in den Flaschen mit eingeschlossene Luft zu 1/2 ausgetrieben; hierbei funktioniert die Gummischeibe als Druckventil, welches der Luft ungehinderten Austritt gestattet. Bei der geringsten Abkühlung der Flaschen nach Beendigung des Erhitzens schließt sich dieses Ventil infolge eintretender Druckverminderung im Flaschenraum von selbst, bei weiterer Erkaltung wird die Gummischeibe durch den äußeren Luftdruck immer tiefer eingeküßt und an die Innenwand der Mündung angepreßt, einen dauernd luftdichten Verschluss bildend. Wenn sich diese Gummischeiben beim Erkalten der Flaschen nach einigen Minuten einzuziehen beginnen, kann man die Schutzröhren von den Flaschen entfernen (Abb. Nr. 2).

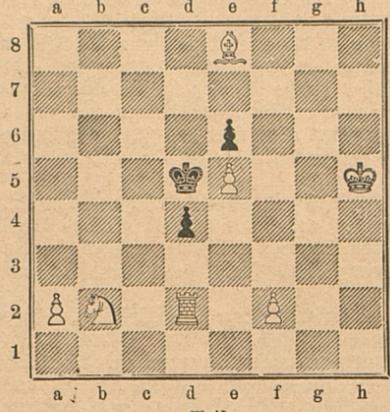
Dieser neue Verschluss bietet außer den schon erwähnten Eigenschaften der größeren Einfachheit und Sicherheit im Gebrauch noch mancherlei Annehmlichkeiten. So z. B. entspricht er allen Anforderungen der Reinigunsfähigkeit und dient gleichzeitig als eine Art Kontrollpumpe, welche erkennen läßt, ob eine Flasche unbesugter Weile geöffnet und damit unbrauchbar wurde; denn eine Flasche, von welcher der Verschluss einmal abgehoben worden, ist ohne wiederholte Sterilisation nicht wieder zu verschließen. Der Apparat wird in seiner verbesserten Ausführung ebenfalls in drei Größen zu gleichen Preisen wie die älteren vorrätig gehalten.

Bezugquelle: Magazin des Königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88.

§ ch a ch.

Aufgabe Nr. 295.

Von Edwin Anthony. Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 293 Seite 260.

- 1. Sf3—h4. Schwarz. 1. Ke4 n. e5. Weiß. 2. Tf1—f6. Schwarz. 2. Ke5—e4. Weiß. 3. Tf6—e6 matt.

Auflösung des Anagramm-Kleblatts Seite 260.

- 1. Daniel, Giland, 2. Zalter, Israel, 3. Oran, Nora = Edison.

Geographischer Logogriph.

Dort, wo der Nordsee Flut laut rauschend das niedrige Land peitscht, Wohnt es am rauhen Gestad, und auf den Inseln umher. Nebert ihr Kopf ihm und Fuß, so schmiegt sich's, wo heiterer Himmel Liebliche Auen umspannt, eng an ein süßliches Meer. Taucht ihr das Zeichen sodann, das dem letzten zischend vorangeht, Liegt es als freundliche Stadt südlich im Alpengebiet. Taucht ihr den Kopf noch dazu, so wächst's zu gewaltigem Umfang; Länder und Städte umschließt's, die man mit Staunen betriff. Setzt man ein Zeichen voran und spricht es nach Art der Franzosen, Ragt es, auf Felsen erbaut, aus dem Atlantischen Meer. R. L.

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonnentenkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und daneben die Angabe, wo Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Kosmetik und Gesundheitspflege. Filler, Wien. Reismehl haftet besser auf der Haut, wenn letztere vorher leicht mit Vanolincreme eingestrichen wurde. — Ueber Ihre zweite Frage kann Ihnen jede größere Buchhandlung Auskunft geben.

H. in W. Wir halten gleich den meisten Ärzten die fragliche Kur für eine Mischung vom guten Alten und schlechten Neuen. Sie ist modern daher die Menge der Anhänger.

A. N. in W. Die alkalischen Quellen, welche einen höheren Jodhalt als 1 Gramm im Liter von kohlenstoffhaltigen Alkali enthalten, werden zu den Heilmitteln gerechnet. Quellen mit geringerem Gehalt an kohlenstoffhaltigen Natrium und viel Kohlensäure, die letztere oft künstlich eingepreßt erhalten, gelten als Genussmittel. Aber auch unser gewöhnliches Selters- und Sodawasser ist durchaus nicht unter allen Umständen indifferent oder unschädlich. Besonders alle nervösen Personen sollten nur kohlenstoffhaltiges Wasser trinken, wenn durch kurzes Stehenlassen im Schlafe der größere Teil der Kohlensäure verdunstet ist, da dies Gas stark erregend wirkt.

W. G. in Wien. Nach Untersuchungen, ausgeführt auf Veranlassung des Berliner Polizeipräsidiums, besteht das mit so viel Bekanntheit betriebene Haarwuchsmittel der Anna Cillag aus einer gewöhnlichen Fettpomade, parfümiert mit Bergamottöl, Perubalsam und ähnlichen Zusätzen. Der Thee zum Kopfwaschen von A. Cillag besteht aus Kamillenblüten.

D. in W. Wir wiederholen auf Ihren Wunsch das Rezept zu dem wirksamen Sommerprophylaktikum, nicht ohne nochmals ausdrücklich zu betonen, daß dasselbe nicht ohne Zustimmung des Hausarztes angewendet werden darf. Das Rezept lautet: 3,75 Gramm Quecksilberpräparat (Hydrargrum ammoniat. muriat.), 3,5 Gramm Wismutnitrat (Bismuthum nitric. praecip.), 30 Gramm Glycerinalkohol. Mit dieser Salbe werden die Sommerprophen an jedem zweiten Abend bestrichen.

G. G. 32. Greifen Sie zu einem unschädlichen Haarfärbemittel. Als solches sei Ihnen das von der Firma J. F. Schwarzlose & Co., Berlin SW., Marktgrafenstraße 29 unter dem Namen „Schwarzloses Haarfarbe“, deutsches Patent 49349“ zu beziehende empfohlen. Dasselbe wird in drei Nuancen geliefert: Blond, Braun, Schwarz; und es enthält keinen Farbstoff aus Pflanzen, sondern besteht aus künstlichen, völlig unschädlichen Farbstoffen.

Haushalt und Küche. Z. N. in L. Das gewinnliche Rezept zu einem haltbaren Himbeerjast lautet: 3 Liter Himbeeren und 40 Gramm Weinsäure werden mit 2 Liter Wasser angerührt und 24 Stunden hingestellt, sodann läßt man die Beeren durch einen Beutel laufen. Auf jedes Liter Saft kommen 2/3 Pfund Zucker; man läßt den Zucker in dem Saft warm werden und schmelzen, jedoch nicht kochen. Der Saft wird in Flaschen gefüllt, die nur mit Watte verstopft und mit einem Wollkappchen zugebunden werden.

Abonnetin in Belgrad. Bei einem rationell bereiteten Dunstobst liegt überhaupt keine Gefahr des Verderbens vor. Denn diese Dölkonserven werden auf die Art hergestellt, daß man die Früchte in passenden Gefäßen, meistens Glasern, längere Zeit auf 100 Grad erhitzt und hierdurch die Bakterien, welche die Ursache der Fäulnis des Obstes sind, tötet. Nach vor vollkommener Abkühlung wird der Saft, den man schon vorher etwa 2 Millimeter in den Hals des Gefäßes hineingetrieben hat, mit geschmolzenem Paraffin bis zum Rande des Halses übergossen und so ein vollkommen luftdichter Verschluss hergestellt. Sollten indes die Früchte aus einem beartzt verschlossenen Gefäß umgefallen und damit den in der Luft vorhandenen Fäulniskeimen Gelegenheit geboten worden sein, auf sie einzurichten, so müssen sie von neuem in einem geschlossenen Gefäß längere Zeit auf 100 Grad erwärmt und dann, wie vorher angegeben, gegen das Einbringen der Luft geschützt werden.

B. L. Den Staub von Gipshütten kann man, wenn er nicht durch Fett etc. festgeworden ist, dadurch entfernen, daß man den Gipswind mit einem Stachelreiter bestreicht und diesen enttrocknet läßt. Der Staub wird vom Kleister aufgenommen und die trocknen und spröde gewordene Kleisterkruste läßt sich dann mit einer Bürste entfernen. Sind die Gipshütten aber so grau und verstaubt, daß das Kleistern nicht mehr hilft, so muß man ihnen einen Anstrich geben. Am besten eignet sich dazu eine streichfertige Masse, die man aus Zinkoxyd (Zinkweiß), zu einem feinen Brei mit roher Milch angerieben, herstellt. Damit werden die Gipsgegenstände mittelst eines Tuchpinsels dünn überstrichen; deckt der erste Anstrich nicht, so wiederholt man denselben. Es ist nicht ratsam, statt des Zinkoxyds Bleiweiß zu nehmen, da letzteres in bewohnten Zimmern leicht gelb wird.

Verschiedenes. B. V. An Stelle des Rasens wird von sachverständiger Seite die Anpflanzung des triedenen Ehrenprei (Veronica repens) empfohlen, der bald einen dichten Teppich bildet, winterhart ist, auch an schattigen Stellen wächst, geringer Pflege bedarf und nicht von Unkraut überwuchert wird. Die Pflänzchen sind im Abstande von 10 Cent. zu pflanzen.

H. G. in G. Das Ausziehen von Wohlgerüchen aus Pflanzen und Blüten geschieht fabrikmäßig im Großen dadurch, daß man die betreffenden Pflanzenteile mit heißem Fett oder Paraffin überzieht und das Fett, welches die Wohlgerüche aufnimmt, nach längerer Zeit mit besonderen Lösungsmitteln auszieht. Durch direktes Ausziehen der Blüten mit Weingeist als Parfüm verwendbare Wohlgerüche zu erhalten, ist nicht möglich, da das Lösungsmittel außer dem Duft auch noch eine Menge anderer Stoffe aufnimmt. Das Verfahren, mit Fett zu extrahieren, die sog. „essence“, ist aber so umständlich, daß ein Versuch, sich die Parfümerien selbst auf diese Weise herzustellen, nicht empfehlenswert ist; man thut daher besser, sich dieselben fertig zu kaufen.